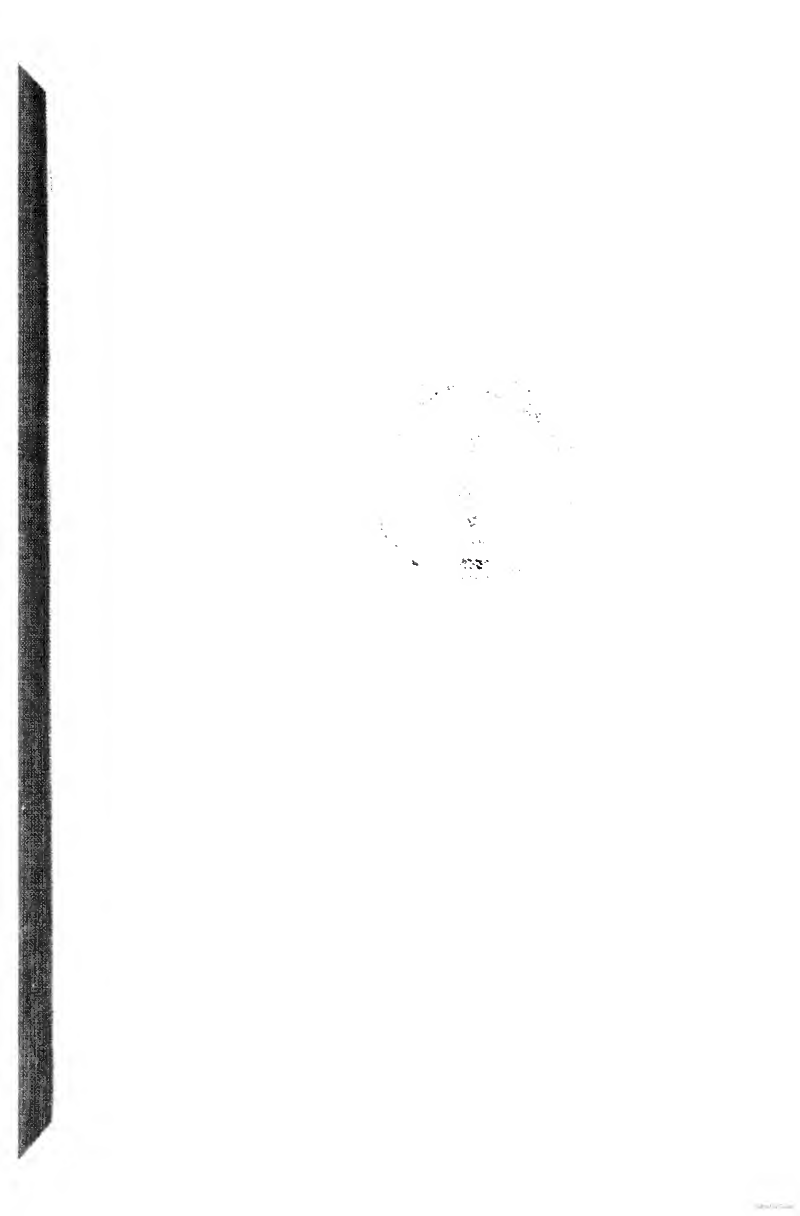


König Johann III vor Wien

Franciszek Ksawery Kluczycki, Karl J Petelenz


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





FRANZ KLUCZYCKI.

KÖNIG JOHANN III.

IM FELDZUG GEGEN DIE TÜRKEN

im Jahre

1683.

KRA… »CZAS«
1883.



KÖNIG JOHANN III. VOR WIEN.

Verlag des Autors.



JOHANN III. KÖNIG VON POLEN.

Repr. von C. Angerer & Göschl in Wien, nach einem Kupferstich von Visscher-Stephani. G

KÖNIG JOHANN III.

VOR WIEN.

HISTORISCHE DARSTELLUNG DES GLORREICHEN FELDZUGES

IM JAHRE 1683

zum Andenken an die zweite Saecularfeier für die Mit- und Nachlebenden
nach den vorzüglichsten Quellen entworfen

von

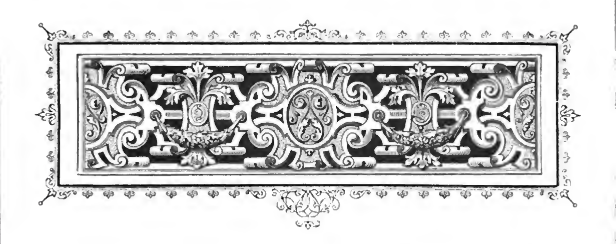
FRANZ KLUCZYCKI
MITGL. D. HIST. COMM. D. AKAD. D. WISS. IN KRAKAU

deutsch von

DR. KARL J. PETELENZ
PRIVATDOC. FÜR DEUT. SPR. UND LITER. AN DER JAGIELL. UNIVERS.



KRAKAU,
BUCHDRUCKEREI DES „CZAS“ FR. KLUCZYCKI & COMP.
unter der Leitung von Josef Lakociński.
1883.



quod nihil haustum ex vano velim.
LIVIUS, XXII, 7.

»Unser Gott und Herr, gelobt sei sein Name in Ewigkeit, verlieh unserem Volke einen Sieg und Ruhm, wie ihn vergangene Zeiten nicht vernommen.« Mit diesen Worten hebt der erste Brief an, den König Johann III. nach dem unter den Mauern Wiens errungenen Siege unter der Adresse der Königin nach Polen sandte. Von demselben Geiste beseelt dürfen nach zwei Jahrhunderten auch wir ausrufen: Gelobt sei Gott, dass Er unsere Väter eine That von unverwüstlicher historischer Bedeutung vollbringen liess, eine That, bei deren Erwähnung jedes Polen Herz rascher und wärmer schlagen, jede Stirne im Vollgefühl des gerechten Bewustseins sich aufhellen und höher heben muss. Wahrlich *höher!* nicht im dünkelhaften Stolz und Hochmuth, nicht in eitler Selbstüberhebung, sondern im demüthig veredelnden und erhebenden Gefühle der Überzeugung, dass wir augenscheinlich und zweifellos ein brauchbares und erfolgreiches Werkzeug in den Händen der die menschlichen Geschicke lenkenden und leitenden Vorsehung gewesen. Jedermann fühlt und begreift nach seinem Können und Vermögen. Nur in einer ruhigen, von den Stürmen leidenschaftlicher Gefühle nicht gepeitschten Seele, können klare und wahnlose Begriffe erstehen, kann sich ein wahres von den unwegsamen Irrsalen des Widerspruchs freies Wissen entfalten; hinwiederum je tiefer und lichter das Wissen ist, desto edlere und würdigere Gefühle vermag es zu wecken und zu nähren. Unwissenheit säet Irrthümer und aus solchem Samen keimt und reift die Verkehrtheit und jegliches Laster. Auch im Bereiche der geschichtlichen Thatsache des Zuges zum Entsatze Wiens und der daran sich knüpfenden Verdienste des polnischen Namens wird es um so weniger Misgunst, Verstocktheit und Verkleinerungssucht geben, je mehr sich die Erkenntnis wirklicher, keinem Zweifel mehr unterworfener Thatsachen und nicht erdichteter Beweggründe verbreitet haben wird. Dazu schicke ich mich an nach Kräften beizutragen.

Zwei Jahrhunderte sind seitdem verflossen, als im Jahre des Herrn 1683 am 12. September Wien dem türkischen Schlachtmesser entwunden und dadurch

die gesammte Christenheit von den unberechenbaren Folgen des Triumphes und der Herrschaft des Islam erlöst wurde. Es war ein Sonntag; die Sonne, den pannonischen Gefilden entsteigend, blickte auf die in den Fluten barbarischer Horden fast versinkende Stadt, auf die Stadt in den Fängen eines Drachen, die sich um sie geschlungen, auf das Herz der ganzen Christenheit, das in Todesängsten convulsivisch erzitterte. Doch von den Höhen, vom Rücken des Kahlenberges *refulsit sol in clypeis,* warf die Sonne gleichsam tausendfach aufgehend ihre Strahlen von den blanken Rüstungen des christlichen Heeres zurück, in denen, »das rothe Panier mit dem grossen weissen Kreuze« prangte und rothweisse Fähnlein an den Speeren geflügelter Ritter in des Morgens Frische flatterten. Es war ein Sonntag, *dies Dominica*; hätte damals jemand alle in der gesammten katholischen Welt aus allen Domen und Kirchlein gen Himmel aufsteigenden Bittgesänge hören und zugleich an jenem Morgen rathen können, wie dieses Tages Abend sein wird: wie meinet ihr? wäre seine Seele nicht aufgegangen demüthig im Staube vor der hehren Majestät der göttlichen Vorsicht niederfallend, vor der riesigen Stimme der ganzen katholischen Welt, die da sang: »Haec est dies, quam fecit Dominus! hodie Dominus afflictionem populi sui respexit, et redemptionem misit.«

Wir wissen es alle, und auch ich habe es nicht vergessen, dass diese Worte der frohen Botschaft sich auf ein alles Menschliche und Irdische übersteigendes Ereignis beziehen, dass sie auf das grosse Werk der Erlösung in Ewigkeiten gehen, Gottes Niederfahrt geradezu verkündend: aber ist nicht auch dies ebenso wahr, dass das aus göttlichem Geiste kommende Wort eine verschiedene, auf das Ewige und das Zeitliche, auf das Grosse und das Kleine, auf das Allgemeine und Besondere gehende doch stets einerlei wahre Bedeutung hat in dem Masse, wie sie jedermanns Sinn zu erreichen und zu erfassen vermag? Wie nun in der Welten Ordnung eine Thatsache, das Werk eines Tages, Mittel zur Erreichung ewiger Zwecke wird, so war auch der Sieg jenes Tages nothwendig, auf dass die Menschheit den wahren Glauben und mit ihm das unfehlbare Bewustsein bewahren könnte, wo der Weg von der Erde zum Himmel führt. Wer kann also leugnen, dass der uralte und für alle Zeiten unaufhörliche Gesang der Kirche sich an jenem Morgen als ein den Sieg verkündendes Orakel gen Himmel wand.

Die Mitlebenden, wenn sie schon unmittelbar an den Ereignissen sich betheiligen und selbst hohe Stellungen einnehmen, sind selten im Stande mit einem Gedanken die ungeheuere Zahl der Ereignisse zu umspannen, noch weniger die Bedeutung und Tragweite geschichtlicher Thatsachen, deren Zeugen sie waren, zu verstehen und zu ermessen, im mindesten die Ziele zu erspähen, denen die Vorsehung sie zuführt. Dies fällt ihnen desto schwerer, je mehr sie in den Wirren und Kämpfen kleinliche Gewinnsucht erfasst und fortreist, der Übermuth im Siege, die Gehässigkeit nach der Niederlage blendet. Die Nachfahren, anstatt dies Bewustsein des Wahren aufzuhellen und zu ermöglichen, verdunkeln und verwirren es oft noch mehr, indem sie die eigentlichen Be-

weggründe und die erklärenden Ursachen aufgebend und in der Asche der Vergessenheit vergrabend nichtssagende oft blos erdichtete Flitter übermitteln, um lediglich der Eigenliebe, dem Stolze, der Misgunst oder selbst kleinlicher Eitelkeit zu fröhnen. Es sollte also aus der unübersehbaren Fülle geschichtlicher Ereignisse ein Geschlecht dem andern nicht den eitlen Misgunst und Hass zeugenden Tand überliefern, sondern eine ernste Lebensweisheit, klares Sehen, in der Wahl der Wege und Ziele, einen Ausweis erlaubter Mittel, Warnung vor dem Wahn und die Lehre, wie die Gemüther vor dem den Geist verdüsternden Hochmuth, vor dem Hasse und der Habsucht zu bewahren wären. Dies ist das einzig würdige und erhabene Ziel der Geschichte und des Geschichtschreibers. Wodurch lässt es sich erreichen? »Durch Gott und Wahrheit.«

Zustände in Europa.

Aus den Stürmen und religiösen Wirren gieng Europa um die Mitte des XVII. Jh. (nach dem westfälischen Frieden) noch zerrissener und uneiniger, somit dem Jslam noch weniger zu steuern vermögend, hervor, als es beim Beginn der Kämpfe im XVI. Jh. gewesen. Der Islam dagegen erstarkte unterdessen immer mehr durch Raub, mehrte seine Kräfte durch Eroberungen, verbreitete vor sich Furcht und Schrecken insonders durch die wilde Rücksichtslosigkeit, derzufolge er jeden Widerstand mit Blut dämpfte und unter Trümmerhaufen erstickte. Dabei bot die unter den christlichen Staaten herrschende Zwietracht eine ausnehmende Gelegenheit die Satzung des Koran zur Geltung zu bringen, dergemäss »die Ungläubigen« nicht allgesammt, ja nicht einmal mehrere zugleich, sondern stets einzeln einer nach dem andern der Reihe nach bekriegt und vernichtet werden sollten. Den mannigfach zersplitterten und unter sich uneinigen christlichen Völkern gegenüber boten die Bekenner des Islam geradezu ein Muster der Eintracht, ja sie pochten sogar auf dieses Gefühl der Einmüthigkeit. Der Sultan in Konstantinopel, jetzt so gebeugt und eingeschüchtert, fürchtete dazumal in seiner Übermacht Niemanden. Seine Flotten hielten unterm Joch alle Küsten vom Kaukasus bis tief in die Adria hinein; die ihm tributpflichtigen Räuberstaaten Nordafrikas: Tripolis, Tunis, Algier, Fez, Marokko, von denen heute kaum jemand hören will, waren der Schrecken aller Hafenstädte und Küstenländer; sie bildeten zugleich, sei es im Frieden sei es im Kriege, die jederzeit schrecklichen, weitreichenden und raublustigen Fangarme des osmanischen Polypen. Auf dem festen Lande innerhalb der weiten Räume vom Kaspisee bis zur Adria, vom Dniestr und Dniepr bis über den Euphrat und Nil hinaus gehorchten fast zahllose Horden seiner Macht und eilten auf einen Wink der Pforte kampfgerüstet herbei. Ausser eigenen Sklaven und Gefangenen drängten sich in den Dienst der Heiden zahlreiche Verbrecher und Abenteurer aus aller Herren Ländern, die, wie noch heute, als Renegaten sehr oft eifrig und erfolgreich der Pforte dienten.



So konnte damals Niemand ein an Zahl bedeutenderes, besser ausgerüstetes, mit allem wohl versorgtes und, man muss der Wahrheit zu Liebe gestehen, tapfereres Heer, Niemand eine zahlreichere und schrecklichere Artillerie, Niemand grössere mit allem Kriegsbedarf versehene und auf hundert tausenden von Pferden und Kameelen geführte Vorräthe aufweisen als — die Pforte. Welch' schrecklicher und schwerer Gegner der Türke war, erfuhren der Reihe nach alle seine Nachbarn, sei es solche, die wie die Völker des Peloponnes und der Balkanhalbinsel bis auf den Namen vernichtet wurden, sei es solche, die sich zwar der Vernichtung erwehrten, doch aus den Kriegen äusserst geschwächt hervorgiengen, wie die Polen nach der Schlacht bei Chocim, wie der christliche Kaiserstaat, dem nur ein Grenzstrich von Ungarn blieb, wie die Venetianer nach der langwierigen Vertheidigung Kretas, die mit dem Verluste der Insel abschloss. Der Moslem war also dazumal »schrecklich der ganzen Welt,« stolz, wegwerfend und grenzenlos anmassend, dazu im Genusse seiner gewaltthätigen Macht nicht minder fähig zu allen traditionellen Künsten und Kunststückchen der List, der Hetzerei und »des diplomatischen« Treubruchs.

Dagegen welch' ein kläglicher Anblick bietet sich in den christlichen Staaten, »in Republica Christiana«, wie man zur Zeit der Reformation zu sagen pflegte, dar?! Vom göttlichen Rechte in menschlichen Dingen wagt nicht einmal jemand zu mucksen; die Namenchristen vermögen beim Bau des neuen Babel das Wort Gottes nicht mehr zu verstehen aus dem einfachen Grunde, dass es jeder auf seine Weise zu deuten bestrebt ist. An Stelle der Gerechtigkeit und der rechtlichen Satzungen entscheidet der Vortheil und die Gewalt. »*Politik*« nennt sich die neue Weisheit *Freund und Feind auszubeuten.*

Frankreichs König »der Kirche ältester Sohn« war zugleich der missrathenste von allen. Ludwig XIV., der einzige unter den Potentaten, dem es weder an Geld noch an tüchtigen Köpfen, somit weder an Macht noch Sicherheit fehlte, kürzte, plünderte, beraubte und demüthigte alle Nachbarn in der Runde. Nachdem er (1679) alle der Reihe nach zur Annahme des Friedens zu Nymwegen gezwungen hatte, hebt eine neue Epoche seiner Regierung an, die die Geschichtsschreiber die Epoche »des Dünkels« tauften. Nicht als Gegner sondern als Nebenbuhler stellt sich der pseudo-christliche Dünkel zu Paris dem heidnischen Hochmuth zu Konstantinopel an die Seite. Der »Jupiter« zu Versailles hielt, nachdem er sonst alle zum Frieden gezwungen hatte, nur allein ihn nicht, indem er die Nachbarn vor sein eigenmächtiges Tribunal forderte, und ihnen Städte und Ländereien nach Belieben entriss. Zum Kriege kam es wohl nur deswegen nicht, weil Niemand Ludwig XIV. entgegenzutreten den Muth hatte. Die vom Ahn überkommene Aufgabe und Sucht »das Haus Oesterreich zu demüthigen und zu vernichten« bildete fortan sein Hauptziel. Diesem Zwecke zu Liebe verstand er sich selbst dazu, dem eigenen Stolze bis zu einem gewissen Grade Stillschweigen zu gebieten, ja lieber eine gewisse nicht undeutliche Demüthigung von Seiten »des türkischen Hochmuths« über sich ergehen zu lassen, als dass er durch eine Kriegserklärung seinerseits die Pforte hindern

sollte, gegen den christlichen Kaiser den Todesstoss zu führen. Vielmehr erleichterte er der Pforte auf alle Weise den Überfall und alle Schwierigkeiten behebend ebnete er ihr den Weg dazu. So erheischte es der eigene »Vortheil«. Ludwig XIV. war nämlich gesonnen den Kaiser Leopold I. und sein Haus so sehr herabzusetzen und, wenn schon nicht gänzlich zu vernichten, so doch dermassen zu schwächen, dass weder er noch sonst einer seines Stammes den Bundesfürsten gegenüber irgend wie eine Macht oder Gewähr zu repräsentieren vermöchte, damit sich schliesslich der deutsche Bund gezwungen sehen sollte Schutz und Abwehr vor endgültiger Vernichtung bei dem einzig Mächtigen — Ludwig XIV. zu suchen. Darauf lossteuernd nöthigte er dem Kurfürsten von Brandenburg während des Friedensschlusses zu Nymwegen das Versprechen ab, bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme für den Dauphin von Frankreich abzugeben.

Im Augenblicke also, als von Osten der schreckliche Sturm gegen das Kaiserreich herantobte, gab es im Westen keinen Freund; vielmehr lauerte im Hinterhalte ein alle Zeit gefasster und hinlänglich gerüsteter Feind auf die sehnlichst erwartete Erbschaft.

Alle anderen christlichen Königreiche und Fürstenthümer, so viele ihrer in Europa waren, duckten sich gleich Kranken und Siechen ohne auf irgend jemandes Schutz und Sicherheit bedacht zu sein, vielmehr waren sie jedes für sich froh, dass sie ihr nächster Nachbar »bonus amicus et frater« noch nicht verschlungen. Spanien, noch unlängst der mächtigste christliche Staat, zeigte jetzt, wie von einer Ohnmacht befallen, weder die Kraft noch den Muth Ludwigs XIV. Raubgier und beleidigendes Vorgehen abzuwehren; England wurde in Folge der innern Zerrüttung und der Kämpfe zwischen dem Parlamente und dem Könige eher zu einem Diener und gefügigen Werkzeug für die politischen Pläne Ludwigs XIV., als dass es durch die geringste Hilfeleistung dem christlichen Kaiserstaate gegen die Türken Ludwigs XIV. Anschläge zu vereiteln fähig gewesen wäre; Schweden, vordem im Solde Frankreichs stehend, gieng diesmal, gereizt durch die gewaltthätige Wegnahme der reichsunmittelbaren Grafschaft Zweibrücken, stillschweigend ein Bündnis mit Holland ein vorgeblich zur Aufrechthaltung der Beschlüsse, die im Frieden zu Nymwegen gefasst wurden, in Wahrheit aber, um eine Coalition gegen die Übermacht und die Übergriffe Ludwigs XIV. zu Wege zu bringen; der deutsche Bund vermochte in seiner Zerwürfnis und Machtlosigkeit blos einen mündlichen und dazu kleinlauten Protest den französischen Übergriffen entgegenzuzetzen, als Strassburg und Casale mitten im Frieden entrissen wurden; der mächtigste Fürst des Bundes, der Kurfürst von Brandenburg, war im Augenblicke, wennschon nur kurze Zeit, eher ein Bundesgenosse Ludwigs XIV. als ein Vasall des Kaisers; das Czarenreich gelähmt durch innern Zwist und durch die unfähige Regierung zweier junger Czaren dachte, obzwar von der Pforte sehr fühlbar bedroht und gedemüthigt durch den unglücklichen und mislungenen Zug gegen Czehryn (1678), an nichts minder als dem westlichen Christenthume

gegen den Islam, den gemeinsamen Feind, zu Hilfe zu eilen. Die Republik Venedig erschöpft und geknickt durch einen langen Krieg, der mit der Einbusse Kretas endigte, begrüsste mit Freuden selbst das Schattenbild des Friedens, während dessen sie wenigstens eine Zeit lang keinen Krieg zu führen sich gezwungen sah; sie wagte somit weder mit der That noch heimlich mit Geld der Sache der Christen beizustehen. Nur der Papst allein, laut uraltem Brauche der Kirche »zu Gott um Friede und Eintracht unter den christlichen Herren betend,« wurde nicht müde diese Eintracht und Einmüthigkeit zu befürworten, auf die stets drohende nun aber sich bereits heranwälzende osmanische Flut aufmerksam zu machen und zu gemeinsamer Abwehr anzueifern. Obzwar ihm keine grosse Heere zu Gebote standen und er somit nicht selbstthätig eingreifend an die Spitze treten konnte, so war er doch stets bereit damit, was ihm kraft seiner weltlichen Macht zuhanden lag — mit grossen Summen Geldes — den Streitern für den Glauben und die christliche Freiheit beizustehen und sie zu unterstützen, falls sich welche »unter den christlichen Machthabern« fänden.

Das Kaiserreich.

Und was war unter allen diesen Staaten Europas, die unter dem gemeinsamen Namen der Christenheit einbegriffen werden, die jedoch sowohl durch Religionskämpfe als auch durch Ländergier unter einander zerfallen nun einander gerüstet gegenüberstanden ohne dem allen gemeinsamen Feinde Trotz bieten zu können, was ist unter allen diesen Staaten aus »dem christlichen Kaiserreich,« »aus dem heiligen römisch-deutschen Reiche« geworden? Es bot fast nur einen Schemen ehemaliger Grösse und Herrlichkeit. Kaiser Leopold I. besass zu jener Zeit nur so viel Macht, Heer und Vorräthe, als sie ihm die Erblande zu bieten im Stande waren. Doch auch diese Erblande waren im Osten gar sehr von den Türken geschmälert und gerupft worden. Von dem ehemals zur Krone des h. Stefan gehörigen Ländergebiete, also von dem einst an und für sich mächtigen Königreiche Ungarn, verblieb nur noch ein kleines Stückchen im Westen fast nur ein Grenzstreif längs dem Reste von Kroatien, dann längs der Grenze von Steiermark, dem Erzherzogthum Oesterreich und der Markgrafschaft Mähren bei dem habsburgischen Herrscherhause. Raab und Komorn waren Grenzfestungen; in der Festung Neuhäusel, die von Wien 19 Meilen entfernt lag, sass bereits ein stolzer Pascha. Der Rest der ungarischen Lande, die die Türken noch nicht besetzt hatten, stand seit 12 Jahren in hellichtem Aufruhr gegen den Kaiser. Verschwörungen und politische Umtriebe, angeregt durch religiöse Zwistigkeiten und geschürrt und genährt durch Ludwig XIV., warfen fast die ganze Bevölkerung des Königreiches Ungarn in die Arme der Türken. Der Kaiser und die Christenheit konnten nicht nur auf keine Unterstützung gegen den Islam von dieser Seite hoffen, sondern im Gegentheil der

mächtigste und bedeutendste der damaligen ungarischen Magnaten Emmerich Tököly nahm offen die Oberherrlichkeit der hohen Pforte und den ihm gleichsam spottweise ertheilten Titel eines »Königs der Kurutzen« an, den er auf seinem Banner an der Spitze von 30.000 »Malcontenten« gegen den Kaiser trug.

Einige Jahre, ja selbst noch ein Jahr, vor dem Ausbruche des Krieges, lebte sowohl Kaiser Leopold I. als auch seine Räthe in dem Wahne, es würde sich der Friede mit den Türken erhalten lassen; namentlich verhofften sie durch Concessionen und Gold in Konstantinopel den nach der Schlacht bei St. Godard zu Vaszwar geschlossenen Waffenstillstand (1664) auf die Dauer von wieder 20 Jahren zu verlängern. Wäre so im Osten die Ruhe gesichert worden, so wollte Leopold I. den im Stillen bereits vorbereiteten Feldzug gegen Ludwig XIV. unternehmen.

Einer von den kaiserlichen Räthen Graf Kwentin Jörger, dessen Memoiren uns überliefert blieben, mahnt nachdrücklich zum Kriege mit Frankreich dagegen zum Frieden mit der Pforte. »Die Gründe warum man mit Waffengewalt den Franzosen entgegentreten soll sind folgende: Man kann sich nie in sichere Tractaten mit Frankreich einlassen, dem ein Vergleich kein Vergleich, und kein Vergleich ein Vergleich, wie es ihm beliebt. Wegen der Unbilligkeit des nymweger Friedens, da Frankreich mehr durch den Frieden als durch den Krieg gewonnen«... Und gegen die Türken? — »alle Könige und Kaiser von Sigmund an sind froh gewesen, auch nach siegreichen Kämpfen mit den Türken Frieden zu schliessen. So Karl V.... Die Macht des Sultans, der über 50 Königreiche gebietet, ist zu gross, um ihm ohne fremde Hilfe zu begegnen. Diese aber ist schwer zu erlangen, und selbst dann noch gefährlich; denn viele Könige sind schon durch fremde Hilfe um ihre Reiche gekommen... Die Ausgaben für den Türkenkrieg wären ungeheuer; der Krieg würde in vier Wochen mehr kosten, als nöthig, um die Gemüther am türkischen Hofe zu gewinnen«... Jörger schliesst damit, dass die Frage über den Krieg erst zu stellen sei, wenn die Sache nicht friedlich beigelegt werden könne *).

Der Rath war vielleicht gut, aber er sollte nicht realisiert werden. Albert Caprara wurde nach Konstantinopel entsendet. Anfangs durch glänzenden Empfang, sodann durch eine nichtssagende Audienz beim Sultan und durch andere Spiegeleien, deren sich die türkischen Diplomaten, um Zeit zu gewinnen und Surprisen zu bereiten, so geschickt zu bedienen wissen, genasführt, bekam er schliesslich Forderungen und Bedingungen zu hören, deren Annahme gänzlicher Vernichtung gleichkam. Der Türke forderte, Kaiser Leopold I. solle in Ungarn dieselbe Ordnung der Dinge zur Geltung bringen, welche er daselbst zur Zeit seiner Thronbesteigung vorgefunden. Sodann den Meuterern alle eingezogenen Güter zurückstellen, unbegrenzte Amnestie verkünden, volle Religions-

*) Vrgl. Gesch. d. Oesterr. Kaiserst. v. Johann Grafen Mailáth, Hamburg 1848, B. IV. S. 160.



freiheit gewähren und zu guter Letzt dem Sultan einen jährlichen Tribut von einer halben Million Gulden zahlen.

Der Krieg von Seiten der Pforte war also nicht nur beschlossen, sondern sogar begonnen, bevor noch mit dem Gesandten verhandelt wurde und derselbe seine Abfertigung erhielt. Die türkischen Heerhaufen, die zu Adrianopol versammelt standen, rückten Ende März 1683 dem äusserst lange zurückgehaltenen Gesandten über Essek gegen Wien voraus.

Bereits mehrere Monate früher kam König Johann III. sichere Kunde zu, dass die Rüstung der Türken Niemandem sonst als Wien gelte, wovon er den Kaiser benachrichtigte. Aber man schenkte wahrscheinlich den Worten keinen rechten Glauben, denn weder die Zurüstungen zu einem so schweren Kriege wurden in hinreichendem Masse betrieben, indem das gesammte bei Kitsee versammelte kaiserliche Heer Ende April auf nicht mehr als 40.000 Mann sich belief, noch hatte man früh genug an entsprechende Befestigung und Versorgung Wiens gedacht. Und dennoch hatte schon im Dezember 1682 der früher citierte kaiserliche Rath Jörger vor der Grösse und Bedeutung der Gefahr gewarnt, wo er sich also vernehmen lässt:*) »Der ganze Staat ist, wie Allen bekannt, in Gefahr. Erst wird Wien dann Regensburg das Grenzhaus; der grosse Name einer Vormauer der Christenheit geht verloren und damit der grösste Grund bei der Erledigung der deutschen Krone; die Christenheit verliert die Hoffnung, das orientalische Kaiserthum wieder zu erobern, was nur ein König von Ungern hätte thun können; Ungern wird dem Christenthume verloren gehen und in Siebenbürgen, der Moldau und Walachei wird statt eines christlichen Fürsten ein türkischer Pascha herrschen. Ereignet sich ein Unglück, so geht Wien verloren, ohne jemals wieder genommen werden zu können, wie wir diess aller Orten von Konstantinopol bis Griechisch — Weissenburg und Neuhänsel sehen... Demnach ist Krone, Scepter, der erzherzogliche Hut in Gefahr.«

In einer so verzweifelten Lage und einer solchen Gefahr konnte Kaiser Leopold I. nirgends genügendere und sicherere Hilfe, nirgends ein treueres und erfolgreicheres Bündnis finden als — in Polen. Dahin wandten sich auch seit dem Herbste des Jahres 1682 alle diplomatischen Bestrebungen des Wienerhofes. Wie der Erfolg gewesen, will ich bald sagen.

Das Königreich Polen.

Seit dem verhängnisvollen Jahre 1672 und dem Verluste Podoliens mit der Feste Kamieniec, lag der polnische Staat theils im offenen Kriege mit der Pforte, theils schwebte er, namentlich seit 1680, unter dem dumpfen Drucke fortwährender Drohung von Seiten der Pforte, die jeden Augenblick zum Aus-

*) A. a. O. S. 161.

bruch kommen konnte, ja den Krieg nothwendig heraufbeschwören musste. Nach dem zwar glänzenden, aber gar nicht ausgenützten Siege bei Chocim, nach den theilweise glücklichen und ruhmvollen Feldzügen in den Jahren 1674, 1675 und 1676 folgte der Friede von Żórawno, der in der That nur ein Waffenstillstand zu nennen ist, indem darin die wichtigste Angelegenheit, nämlich die Zurückgabe von Kamieniec und Annahme des Flusses Dniestr als Grenze, wodurch die Sicherheit Polens bedingt war, »der Gnade« des türkischen Kaisers anheimgestellt wurde. Johann Trach Gniński, Wojewode von Kulm, als bevollmächtigter Botschafter nach Konstantinopel im Jahre 1677 entsendet, erreichte trotz allen Anstrengungen und der ob aufrichtigen ob nur scheinbaren Unterstützung — wer könnte das entscheiden! — der französischen Diplomatie, bezüglich der Hauptangelegenheit d. i. der Rückgabe Podoliens mit Kamieniec und des geraubten Theiles der Ukraine gar nichts, und brachte nur den Frieden mit dem Pascha in Kamieniec und dem sarmatischen Fürsten in Niemirów heim; — einen Frieden, der wohl der Türkei und Frankreich und ihren Plänen, die sie gegen Leopold I. schmiedeten, lieb sein konnte, für Polen jedoch glich dieser Friede einer vernarbter Wunde, in der der Pfeil haften geblieben. Mit was für einem Gefühl der Friede von den Ständen aufgenommen wurde, würde man vergeblich aus den Constitutionen des folgenden Reichstages vom Jahre 1678 herausmerken wollen, denn es wird darin von diesem Frieden und der Annahme desselben durch die Stände nicht mit einem Wörtchen erwähnt. Aber man kann dies einem Schriftstück, das geheim gehalten werden sollte, einem sogenannten »Scriptum ad Archivum« entnehmen, welches die Constitution dieses Reichstages sub puncto 6, ohne seinen Inhalt namhaft zu machen, bestätigt. Ich bin nun im Besitze dieses Schriftstückes, nachdem ich dessen Abschrift in Szczuka's Acten gefunden; der Wortlaut desselben, mit Auslassung des für unsere Zwecke gleichgültigen, ist folgender: .....« die Unsicherheit der Grenzen längs des türkischen Gebietes, und die Unzulänglichkeit der Soldtruppen, die der Staat im Augenblicke unterhält und unterhalten kann, veranlasste uns selbige durch stärkere Besatzungen sicher zu stellen. Um diess desto eher zu bewerkstelligen votieren wir... »das allgemeine Aufgebot« und vertrauen es den väterlichen Händen und dem Gutachten Seiner Königlichen Majestät an. Da aber... unsere Kräfte in Anbetracht der türkischen Übermacht nicht ausreichend erscheinen, so bleibt es Seiner Königlichen Majestät empfohlen, sowohl an den h. Vater als auch an Ihre Majestäten den christlichen Kaiser, den König von Frankreich und andere christliche Herren Gesandte zu schicken, dabei der gesammten Christenheit die schreckliche Gefahr klar auseinander zu setzen, die unser Fall, was Gott verhüte, nach sich ziehen müsste, schliesslich die zu diesem Kriege nöthigen Subsidien von ihnen zu heischen... Auch an seine Majestät den moskovitischen Czaren soll der König einen eigenen Gesandten entbieten und nach Kräften betreiben, dass ein Trutzbündnis mit dem moskovitischen Volke gegen den gemeinen Feind des Kreuzes zu Stande komme. Nach Rückkehr aller dieser Gesandten wird Seine Königliche Majestät... den

Kronrath berufen, und die mit ihm... zum Nutzen und Frommen des Staates gefassten Beschlüsse sollen Rechtskraft haben. Da der Staat in die Lage kommen dürfte, sich zu einem Angriffskriege gegen die Türken entscheiden zu müssen, dies jedoch, bevor alle Vorbereitungen beendet sein werden, unmöglich ist, so wird unser Allergnädigster König und Herr unverzüglich an die Pforte und an den Chan der Krim eine Resolution des Inhaltes abgehen lassen, dass der Staat den von Seiner Wohlgeboren dem Herrn Wojewoden von Kulm abgeschlossenen Vertrag entgegennimmt...«

Das ist die Art, wie der von der Pforte dictierte Friede aufgenommen wurde, das die Gefühle, Restricte und geheimen Pläne, welche unter dem Schirme des papiernen Friedens reiften!

Polen hatte von den Türken keine Ruhe; aber auch Ludwig XIV. vermochte nicht trotz allen Anstrengungen, Versprechungen und einem bereits geschlossenen Vertrage, den König Johann III. zum offenen Bruche mit den westlichen Nachbarn, und zum Kriege mit Kaiser Leopold I., oder wenigstens mit dessen Bundesgenossen und Vasallen, dem Kurfürsten von Brandenburg, zu bewegen. Wenn irgend jemand am polnischen Hofe wirklich getäuscht wurde und sich von den Vorspiegelungen und Gaukeleien der französischen Diplomatie gängeln liess, so betrifft dies König Johann III. im mindesten von Allen. Schon längst, denn seit seinen Marschallszeiten, war ihm die gleissende Unzuverlässigkeit der Versprechungen des Grossen Ludwig bekannt, und auch sonst pflegte er in dergleichen recht nüchtern zu denken, da er einmal sogar über sich selbst in einem seiner Briefe (wenn ich mich recht erinnere vom Jahre 1667) halb im Scherze sich diesbezüglich also äussert: »Dass die Tataren keinen Streifzug machten, kostete 10.000 fl.; doch auch die nicht baar gezahlt, sondern blos versprochen.«

Also nicht die beleidigte Eitelkeit und das Schmollen Maria Kasimira's auf Ludwig XIV., wie noch heute ohne jeglichen Grund seichte Historiker französischen Quellen nachzubeten pflegen, bewog Polen und den polnischen Hof die von Frankreich gewiesene Richtung aufzugeben und sich um Bundesgenossenschaft und Subsidien an christliche Herren, die dazumal fast alle mit Ludwig XIV. in den Haaren lagen, zu wenden, sondern es bildete, wie sich aus dem Obigen leicht ersehen lässt, den eigentlichen und tiefern, wenn auch nicht allen einleuchtenden, denn sehr sorgfältig verschleierten und verdeckten Beweggrund der einzig gesunde und klare Gedanke gepaart mit der vollen Überzeugung von der erkannten Nothwendigkeit, derzufolge man sich in erster Linie vor der allergrössten und grausamsten Gefahr, nämlich der des türkischen Joches, decken und schirmen musste. Zwar lauerten alle Nachbarn, so viel es derselben in der Runde gab, jeder für sich auf die angrenzenden polnischen Ländereien, aber der vornehmste und mächtigste war dazumal der Islam; hinwieder der letzte und am wenigstens gefährliche: Schweden. Es ist der Politik Johanns III. als Verdienst nicht als Fehler anzurechnen, dass er sich damals nicht auf den Kaiser, noch auf den Brandenburger, gegen die Frankreich Ge-

bietserweiterungen vorhaltend hetzte, noch auf das russische Czarenreich, was die Pforte unablässig von Polen heischte, stürzte, sondern im Gegentheil es für die allererste Pflicht und die vornehmste Nothwendigkeit ansah, das eigene Volk und das Christenthum vor der Flut und dem Joche des Heidenthums zu bewahren, und demgemäss die westlichen Nachbarn um gerechten Frieden, Bundesgenossenschaft und Subsidien anzugehen. Gerade die folgenschwerste Blösse hat sich sein Nachfolger, August II. dadurch gegeben, dass er eine gegensätzliche Richtung verfolgend sich auf den am weitesten entfernten und am wenigsten gefährlichen Nachbar warf, dagegen mit den mächtigeren und gefährlicheren Verträge und Bündnisse schloss. Was die Folgen, trotz augenblicklichen Errungenschaften, waren, sehen wir leider noch heute. Dadurch, dass sich die Politik Johann's III. zum Bündnis mit den christlichen Mächten und zum Kampfe mit dem Islam, dem der Sieg unter Wiens Mauern entspross, wandte, fristete der polnische Staat noch ein Jahrhundert sein Dasein. Diesem Siege unter den Mauern der Kaiserstadt ist das Jahrhundert der Verzögerung der Katastrophe und die zur Rettung und Ausbesserung der Verhältnisse gebotene, leider nicht benützte Zeit zu danken, als auch der Umstand, dass nicht schon im XVII., wozu alles bereit schien, sondern erst im XVIII. Jh. die seit lange aufsässigen Nachbarn an Polen jenen höchsten Kunstgriff der politischen Weisheit erproben konnten: den eigenen Bruder und Bundesgenossen zu umgarnen, zu entkräften, und unter sich zu erdrücken, um sich in seinen noch lebendigen Leib zu theilen. Nicht Eine Gefahr war es, auch nicht von Einer Seite, die das Polenreich verhängnisvoll umschwebte, sondern eine ganze Reihe von Gefahren bedrohete es von aussen her; von innen dagegen wirkte als Haupthinderniss sich jener zu erwehren der treueste Verbündete und der mächtigste Stützpfeiler der äusseren Feinde: *der Mangel einer festen Regierung*, worüber alle klagen, und *jene blinde, verbissene, lärmende und wahrlich affenhafte Liebe zur goldenen Freiheit*, die eine Besserung und Festigung der Regierung schlechthin unmöglich machte. Johann III. hatte für seine Person hinlänglich genug gethan, wenn er *Einer* und zwar der augenscheinlichsten und allernächsten Gefahr steuerte, *Einen* und zwar für jene Zeiten den gewaltigsten Feind nachdrücklich und für immer abschüttelte; es ist somit nicht seine Schuld, dass die weiteren Gefahren nicht der Reihe nach, wie es sich gebührte, ebenso umsichtig, als nachhaltig zurückgewiesen wurden.

So wurde auf dem Reichstage zu Grodno (1678—9) beschlossen: »mit bewaffneter Hand den Türken entgegen zu treten, und bei christlichen Mächten Subsidien und Verbündete zu suchen.« Es geht dies aus den »scriptis ad archivum«, sowohl der Krone als auch Lithauens (beide sind mir zu handen) klar und deutlich hervor. Im Frühjahr 1679 machten sich die polnischen Gesandten, versehen mit den nöthigen Instructionen und Briefschaften, auf den Weg namentlich: Radziwill nach Wien, Venedig und Rom; Andreas Morstin nach Paris; Koryciński nach Madrid; Felix Morstin nach Dänemark, Schweden und England. Doch alles vergeblich! Radziwill sah die Heimath nicht

wieder, da er mit leeren Händen zurückkehrend unterwegs starb; Andreas Morstin kehrte zwar zurück, aber nur um so fester verwickelt in die verrätherischen Umtriebe der französischen Diplomatie, was ihn zum Sklaven des Königs, den er als Gesandte angieng, und zum Verräther an dem eigenen werden liess. Die übrigen brachten ausser schönen doch ausweichenden Phrasen sonst nichts heim. Indessen erschienen die Türken 80,000 Mann stark in Podolien, um laut des vorgeblichen Friedenschlusses die Grenzen zwischen Podolien und dem Königreiche Polen abzustecken. Längs des linken Ufers des Dniestr bis zur Mündung des Flusses Strypa, ferner den Fluss aufwärts bis zum Dorfe Soroki, von da über Felder an Dżuryn vorbei, über Kopyczyńce bis zum Flusse Zbrucz hinter Husiatyn, dann längs des Flusses Zbrucz bis an Tarnorudy, sodann Felsztyn und Proskirów an sich reissend, zwischen Czarny Ostrów und Stary-Konstantynów hindurch bis Babin und Janczarycha, schliesslich dem Czarny Szlak (schwarzer Pfad) folgend bis an die Grenze der Ukraine; — das war die Grenze, die die Türken den polnischen Commissarien erzwangen, wodurch sie von Polen ein wahrhaft paradiesisches Landstück an sich rissen, das einem schönen Königreiche gleichzusetzen war! Einen solchen Frieden konnte doch Polen über sich nicht ergehen lassen!

Es rüstet sich also Johann III. trotz den abschlägigen Antworten der »christlichen Machthaber« in aller Heimlichkeit zum Kriege gegen die Pforte, indem er das Heer, welches die Stände zu unterhalten genehmigten, auf den östlichen Marken von Pokucie bis Trębowla sich sammeln und aufstellen lässt. Der gewaltige und auf eine starke und durchtriebene Partei sich stützende Einfluss Frankreichs leistete den heimlichen Plänen wenigstens insoferne Vorschub, als die französischen Diplomaten sich und ihrem Könige, wohl auch dem türkischen Grosswessir, einzureden wussten, dass Polen und sein König trotz dem besten Willen sich nicht einmal wird rühren können, denn es stehe in ihrer Macht jeden Landtag, der allein freie Hand zum Handeln und die nöthigen Mittel zu genehmigen befugt und im Stande ist, wie ein Spinngewebe auseinander zu reissen. Dies vermochte den stolzen Grosswessir in seiner Sicherheit so sehr zu bekräftigen, dass er für den Augenblick Polen aus dem Spiele liess, und seine ganze Macht gegen das Kaiserreich aufbot, wohl mit dem Gedanken umgehend nach des letzteren Vernichtung Polen später nicht mehr von Osten her rupfend, sondern geradezu Krakau und Warschau nehmend, der Pforte zu unterwerfen; ja selbst der Stadt Danzig gedachten die Türken in ihrem damaligen Übermuthe und liessen mitunter Eroberungsgedanken laut werden, die bis an die Baltischen Gestade streiften.

In den Instructionen für die Provinziallandtage des Jahres 1681 zählt die königliche Kanzelei der Reihe nach auf, wie die polnischen Gesandten bei keinem der christlichen Potentaten Unterstützung noch Subsidien erwirken konnten, mit dem charakteristischen Schluss: »Nur der h. Vater allein geruhte vor einigen Monaten uns eine bestimmte Summe, entsprechend seiner finanziellen Lage zu übermachen.«.... Den Hochpunkt der Instruction bildete die Ankündigung,

dass auf dem nächsten Reichstag über Krieg und Frieden gegen die Türken verhandelt werden wird, insonders dieselben, nachdem sie die Abgrenzung Podoliens erzwungen hatten, künftiges Frühjahr eine ähnliche für die Ukraine in Aussicht stellen. Sobald nun der Reichstag zusammentrat, stellte der Vicekanzler von Seiten des Thrones einen Antrag anhebend mit den Worten eines alten polnischen Staatsmannes: »Jedweder polnische Reichstag ist eine Berathung über den Krieg gegen die Türken.« Und fürwahr strengte der König und seine in die Pläne eingeweihte Partei alles an, kleinliche Zwistigkeiten und sowohl persönliche als auch particularistische Ambitionen zu schlichten, Steuern auszuschreiben, die Truppenzahl zu vermehren, mit dem russischen Czaren ein Bündnis zu schliessen und ohne auf die problematische Hilfeleistung der westlichen Mächte mehr Rücksicht zu nehmen mit den Russen selbzweit den Krieg plötzlich zu eröffnen. Alles wurde bereits auf *diesem* Reichstage erwogen; die Steuerausschreibung und Heeresvermehrung festgesetzt, die diesbezüglichen Erklärungen von Seiten der Wojewodschaften erlangt und die »scripta ad Archivum« aufgesetzt. Doch alles scheiterte, denn ein gewisser Przyjemski, Deputierter aus der Wojewodschaft Kalisz, legte gegen die Verlängerung des Reichstages sein »Veto« ein, und Pac, Wojewode von Wilna und Grossfeldherr des Grossfürstenthums Lithauen liess in Abwesenheit des Protestierenden weitere Verhandlungen nicht zu. So gieng der Reichstag unverrichteter Sache auseinander. Johann III rief, seine Pläne derart vereitelt sehend, den scheidenden Abgeordneten folgende, vom höchsten Schmerze zeugende Worte nach: »Wer giebt mir das beinahe schon schlagfertige Heer wieder? wer die Gelegenheit zur Wiedereroberung der Feste Kamieniec?!... Falls der Türke jetzt losschlägt, mag jeder von euch des Todes sich versehen!«

Doch Kara Mustafa liess zum Glück jemandem andern seine Rüstung gelten. Es verstrichen ruhig die Jahre 1681 und 1682. Proski benachrichtigt aus Konstantinopel von den Zurüstungen der Pforte und »von dem unsäglichen Hass der Türken gegen Polen.« »Briefe, welche sie jetzt schreiben«, berichtet Proski an einer Stelle, »sind nichts anderes, als ein unter der Asche glimmendes Feuer, das, ich mache darauf aufmerksam und will es mit meinem Leben besiegeln, in Kurzem in hellen Flammen aufschlagen wird; die Pforte wird uns unbedingt verrathen, sobald sie einmal mit den Deutschen auf friedlichem Fusse stehen wird.« Doch es sollte nicht Friede sein, denn der Grosswessir hatte stolzere Pläne. Indessen vernachlässigte König Johann III. nicht im mindesten das Heer und ohne mit Frankreich offen zu brechen, verhandelte er heimlich über ein Bündnis mit dem habsburgischen Hause. Durch anderthalb Jahre wurden Briefschaften französischer Diplomaten und Parteigänger aufgegriffen, deren Abschriften auf dem künftigen Reichstage eine scharfe und nachdrückliche Waffe gegen einen Morstin und sonstige Krakeeler abgaben. Als nun Ende Jänner 1683 der Reichstag zusammengetreten war, schien es anfangs, er dürfte ähnlich dem vorigen auseinander gesprengt werden. Morstin hat unverhohlen geäussert und versprochen, »dass die Verbindung mit dem Kaiser, an der im

Cabinet gemeistert wird, durch den Reichstag zu Wasser werden soll.« Und der französische Gesandte, Vitry, versprach seiner Sache nur zu gewiss, seinem Könige, dass falls an Stelle des inzwischen verstorbenen Pac, Sapieha Gross-Feldherr von Lithauen wird, Ludwig XIV. anstatt eines Gegners einen treuen Bundesgenossen an ihm gewinnen soll. Morstin verrechnete sich, wie wir bald sehen werden; doch was Vitry versprochen, hat Sapieha gehalten; denn Lithauens Banner sah man nicht vor Wien wehen.

Im Jahre 1683 begann man am 27. Jänner zu tagen; am 10. Februar erschien der kaiserliche Gesandte, Graf Waldstein, in Warschau; am 24. wurde derselbe in öffentlicher Audienz empfangen; am 26. nahmen die Conferenzen oder Verhandlungen dieses Gesandten mit einem Reichstagsausschusse zur Feststellung der Coalitionsbedingungen ihren Anfang. Die Verhandlungen liefen nicht so glatt ab, wie es das beiderseitige Bedürfnis und die Nothwendigkeit eines festen Bündnisses vermuthen liesse; wahrscheinlich war sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite der Stolz grösser, als das Gefühl der drohenden Gefahr. Der päpstliche Nuntius hatte seine schwere Noth alle möglichen Mittel und Mittelchen aufzutreiben, um bald die einen bald die anderen zu beschwichtigen und zufrieden zu stellen, bis man sich Ende März über die einzelnen Punkte endgültig einigte. Inzwischen trat die Sucht den Reichstag auseinander zu sprengen immer deutlicher hervor, als der König, ohne dass es jemand ahnen konnte, die für diesen Augenblick aufgefahrene und wohlgezielte Batterie demaskierte. Diese Batterie bildete ein Heft Abschriften und Auszüge aus der schon seit anderthalb Jahren aufgefangenen heimlichen Correspondenz des französischen Gesandten Vitry, die zum Theil bereits dechiffriert war, und des Schatzmeisters Morstin mit dem französischen Hofe, aus der nur zu deutlich ihre hinterlistigen und verrätherischen Umtriebe ersichtlich wurden, und zugleich ein Mittel an die Hand gaben, den ohnehin aufgeregten und verstimmten Adel besonders gegen Morstin, als den Erzvetanten, aufzubringen. Es erhob sich im Reichstage ein Sturm, »furiosissima tempesta«, wie der päpstliche Nuntius in seinen Relationen sich äussert, der von Dienstag dem 16. bis zum Samstag dem 20. fünf Tage brauchte, um sich zu legen. Das Reichstagsprotokoll, welches ich vor mir habe, schildert den Verlauf dieser Angelegenheit im Schosse des mit dem Senate vereinigten Abgeordnetenhauses wie folgt: »Dienstag am 16. März um halb zwei Uhr nachmittags wurde semotis arbitris (nach Entfernung der Unberufenen) zuerst der Brief Proski's verlesen, worin er von grossen und unerhörten Rüstungen der Türken, wie sie kaum zu Attilas oder Bajazet's Zeiten gewesen, benachrichtigt und bemerkt, dass der türkische Kaiser selbst an dem Zuge nach Ungarn sich betheiligen soll; nebenbei fügt er warnend hinzu, dass sie dies nicht nur dem christlichen Kaiser ansinnen, sondern auch uns drohen. Nach Verlesung dieses Briefes erhob der Vicekanzler von den Stufen des Thrones herab, die eindringliche Klage, dass alle Berathungen betreffs der Vertheidigung des Vaterlandes gegen auswärtige Feinde, wenn sie auch sehr nützlich und gut sind, nichts fruchten, so lange das Mistrauen

im Innern nicht gehoben ist. Er beschwerte sich auch im Namen seiner Majestät des Königs, dass an all' dem Unheil sowohl die Briefe des französischen Gesandten die Schuld tragen, als auch andere, die in Chiffern nach Frankreich und zurück geschickt wurden, deren ein nicht geringes Packet er in Abschriften vorwies, und nach wiederholter eindringlichen Klage andern das Wort überliess. Hierauf nahm der Bischof von Ermeland (Radziejowski) das Wort und verlas zuerst den Eid, durch den sich drei Bischöfe verpflichteten das Geheimnis zu wahren und alle diese Briefe und Chiffern getreu zu deuten, von denen sie auf Befehl Seiner Majestät des Königs Einsicht genommen, wobei er auch hinzufügte, dass durch anderthalb Jahre dergleichen Briefe aufgegriffen und copiert wurden; ausserdem liegen einige aus der jüngsten Zeit im Original vor, sowohl in gewöhnlicher Schrift als auch in Chiffern und dies zumeist von der Hand des französischen Gesandten. Der Bischof von Ermeland verlas sodann Auszüge aus diesen Briefen und chiffrierten Depeschen, namentlich zunächst aus denen des französischen Gesandten an dreissig. Zuerst, dass der erwähnte Gesandte seinen Herrn von dem verzweifelten Gesundheitszustande Seiner Majestät des Königs, den die Ärzte aufgegeben haben sollten, benachrichtigt; hierauf, dass er den Rath ertheilte, rechtzeitig an eine neue Wahl zu denken; hiebei empfahl und stellte er drei Kandidaten zur Krone vor: den kleinrussischen Wojewoden Jablonowski, den Wojewoden von Wilna Sapieha, und den Kronmarschall Lubomirski. Auch fügte er hinzu, habe er den kleinrussischen Wojewoden bereits versichert, dass ihm im Falle des Interregnums die polnische Krone durch des französischen Königs Einfluss zufallen soll, was jener dankbaren Sinnes entgegengenommen hätte. In einem anderen Briefe soll er die Geldsummen aufgezählt haben, welche er dem einen oder dem andern von den Senatoren im Namen seines Herrn angetragen hat; auch empfahl er wärmstens dem französischen Könige die Dienste des Kronschatzmeisters (Morstin); er zählt sodann verschiedenes auf, was und mit wem er verhandelt hat; das polnische Volk schildert er gleich dem der Schweizer, dass es bestechlich und Wort zu halten unfähig ist: »giebst du Geld, hast du Leute; hast du kein Geld, hast auch keine Leute.« Er bestätigt dann die vom König gesandten 50,000 Thaler erhalten zu haben. Er äussert sich verletzend über Seine Majestät den König, und beschimpft viele angesehene Männer. Sodann wurde die Abschrift eines Briefes des Grafen Mansfeld, des kaiserlichen Gesandten am Hofe des französischen Königs, verlesen, den er an den Grafen Waldstein, der als Gesandte des christlichen Kaisers an unserem Hofe weilt, richtet, und darin über den Kronschatzmeister Klage führt, dass dem französischen Könige keiner von seinen treuesten Ministern so zu dienen vermag, als Seine Hochwohlgeboren; er hat nämlich sowohl Provinziallandtage zu Gunsten des französischen Königs auseinander gehetzt, als auch verspricht er den Reichstag zu sprengen, wozu er bereits einige Deputierte erkauft hat. Schliesslich setzt er hinzu, der Schatzmeister hätte sich gebrüstet, Seine Majestät den König selbst bestechen und von dem Bündnis mit dem Kaiser abspenstig machen zu können. Darüber beschwerte sich beson-

ders der König durch den Mund seiner Hochwürden des Vicekanzlers, und äusserte, dass für Ihn nichts schmerzlicher sein kann, selbst wenn man Seine Gesundheit und sein Leben bedrohete, als wenn er an seiner Ehre gekränkt wird.«...

Doch genug der Citate, die mich zu weit führen könnten; lieber will ich zur bündigen Erzählung zurück mich wenden.

Die Versammlung brauste auf und fünf Tage hindurch hagelte es leidenschaftliche Reden für und gegen Morstin, ja sogar an Beleidigungen und Drohukgen fehlte es nicht. Die Entrüstung über ihn war gewaltig und einige wollten ihn sogar standrechtlich behandelt sehen, andere dagegen sprachen ihm das Recht ab von seinem Sitze als Senator zu reden, und herrschten ihm zu, dass er als Verbrecher inmitten des Saales »unter dem Marschallstabe« Rede stehe. Andere wieder, die vom Verdachte sich getroffen fühlten, als Jablonowski und Sapieha, leugneten alles, und drohten dem französischen Gesandten als Verleumder mit dem Zweikampf. Morstin that weder leugnen, noch hat er etwas gestanden; sondern Ausflüchte suchend vermeinte er nichts schlechtes geschrieben zu haben, wenngleich er den Schlüssel zu den Chiffern nicht geben könne, da ihn »seine Frau verbrannte«; er appellierte an das Gericht des Königs, den er vorerst bat, »dass er gegen ihn nicht rede.« Nach langem Hadern im Reichstage und Verträgen ausserhalb desselben, wurde beschlossen, dass Morstin sein Schatzmeisteramt niederlege, doch gerichtet soll er erst während des nächstfolgenden Reichstags werden. Dieser Blitz ohne vernichtenden Strahl, dieser Sturm ohne verwüstende Wirkung, vermochte die französisch Gesinnten wenigstens dermassen einzuschüchtern, dass keiner sich erdreistete angesichts des Vorwurfs des Verraths durch sein Veto den Reichstag aufzuheben; wahrscheinlich wäre ein solcher mit seinem Protest nicht durch die Thüre gegangen. Wenn auch darauf im grossen Ganzen die Worte »viel Lärm um Nichts« sich anwenden lassen, so hatte der König doch seinen Hauptzweck erreicht: die Beschlüsse wurden rechtskräftig, das Bündnis ward bestätigt, die Art und Weise der Ausführung und die Mittel dazu wurden genehmigt, und in den »scripta ad Archivum«, damit das Geheimnis gewahrt werde, niedergelegt. Auch dieses Dokument habe ich in Szczuka's Papieren gefunden, und, um nicht weitschweifig zu werden, will ich hier nur die wichtigsten und das meiste Licht über die Sache verbreitenden Punkte anführen.

»In Anbetracht dessen, dass dem Staate stets kräftigere Beweise von der Unbeständigkeit des Friedens mit der Ottomanischen Pforte vorliegen, indem uns dieser Feind trotz den Verträgen von Żurawno, die zu Konstantinopel vom Kaiser selbst bestätigt und beschworen wurden, durch ungerechte Abgrenzung Podoliens Czortków und eine Menge anderer zur kleinrussischen Wojewodschaft und dem Trembowler Bezirke gehöriger Ortschaften entrissen, ja dergleichen Gewaltthätigkeiten bei den Grenzabsteckungen in der Ukraine, womit gedroht wird, noch zu gewärtigen sind: um wie viel mehr, als die Tataren bereits nach abgeschlossenem Vertrage unsere Provinzen überfallend infestierten und eine Menge Menschen aus der Gegend von Czarnobyle, Dymir, Pawolocza und

Bialocerkiew in die Sklaverei schleppten, ohne dass uns dafür irgend Genugthuung geworden: überdies als im vorigen Jahre gegen alle Verträge des ewigen Friedens die Pforte durch die Brandschatzung der Stadt Sobota in der Zips durch Tököly und Petroci offen ihre Feindseligkeiten manifestierte, durch den übermüthigen Durchzug durch Seybusch dokumentierte, durch die Fortschritte in Ungarn, und durch die dem Kaiser und den Ungarn gestellten Bedingungen Polen von Krakau aus wieder mit Krieg zu überziehen sich anschickt, wodurch wir offenkundig der Gefahr eines neuen Krieges verfallen: in Anbetracht alles dessen fasst der Staat zur höchsten Ehre Gottes, — für die wir opferwillig mit unserem Leib und Leben einstehen und unser Blut gerne verspritzen für seine h. Altäre und die Rettung christlicher Seelen, die unterm mahometanischen Joche in der Sklaverei ächzen und elendiglich und an ihrem Heile verzweifelnd dahinsiechen, — unserer endgültigen Vernichtung, was Gott verhüte, vorbeugend, auf dass uns dieser übermächtige Feind nicht unvorbereitet treffe und plötzlich überfallend vernichte, nach einmüthiger Übereinstimmung aller Stände folgende Beschlüsse:

»Das Schutz- und Trutzbündnis mit dem christlichen Kaiser nehmen wir unter denselben Bedingungen an, wie sie in dem Dokumente selbst ausführlicher sich finden....

Wir unsererseits, da wir keineswegs des Friedens Gewissheit haben können, im Gegentheil unter der Gestalt des Friedens unser unabweisliches Verderben erblicken, ziehen den Krieg einem falschen Frieden vor, indem wir unsere ganze Macht, worüber sämmtliche Stände einmüthig sind, darein setzen, dass die Zahl des Heeres durch 24,000 Mann in Polen vermehrt werde, im Grossfürstenthum Lithauen aber sollen »in summa realiter« 12,000 sein, und dies auf folgende Weise:

Die Krone soll haben: 4000 Husaren, 16.000 Gepanzerte, 4000 leichte Reiter, 9000 Fussvolks, 3000 Dragoner.....

Überdies, damit sowohl der Eifer, mit dem wir diesen heiligen Krieg betreiben, Himmel und Erde offenbar werde, als auch dass wir uns weder durch Kosten noch durch Mühen davon abschrecken lassen, beschliessen wir der Berufung des adeligen Standes entsprechend den Landsturm.... mit Genehmigung aller Stände, und übernehmen ihn in unsere väterlichen Hände und unsere Disposition, wobei wir die Versicherung geben, dass wir seiner nur in der äussersten und drohendster Gefahr Gebrauch machen und althergebrachten Gesetzen entsprechend frühzeitig den Heerbann werden ergehen lassen; auch wollen wir uns väterlich stets daran erinnern, dass dies die letzten Kräfte des Staates sind, deren wir uns ohne zwingende Nothwendigkeit nicht bedienen wollen.«.......

Dieses »scriptum ad Archivum« trägt das Datum vom 17. April; indessen hat man sich schon früher, gleich nach Sicherstellung des Reichstages, über die Bedingungen und Bestimmungen des Bündnisses mit dem Kaiser geeinigt. Der diesbezügliche Vertrag, der sich vollinhaltlich in Dogiel's Cod. dipl. findet, kam nicht ohne viele und grosse Mühe zu Stande. In Wahrheit wurde er von den



Bevollmächtigten am 1. April unterzeichnet; doch setzte man geflissentlich das Datum vom 31. März, um den Spöttereien der Gegner zu entgehen, als ob der Vertrag ein »prima Aprilis« sein sollte. Die in demselben enthaltenen Bestimmungen sind in aller Bündigkeit folgende:

1) Das Trutzbündnis wird für die Dauer des Krieges; das Schutzbündnis für immer geschlossen.
2) Der Kaiser entsagt den Pretensionen für die, Polen gegen die Schweden geleistete Hilfe, und steht von der Hypothek der Salzbergwerke ab; ausserdem erstattet er das für null und nichtig erklärte und die Wahl der polnischen Könige anlangende Diplom zurück.
3) Keine der contrahierenden Parteien darf mit den Türken einen Separatfrieden schliessen.
4) Das Bündnis besteht blos gegen die Türken, gegen Niemanden sonst, in Kraft.
5) Der Kaiser verpflichtet sich in den Kampf eine Armee von 60,000 Mann zu führen;
6) Der König von Polen 40,000.
7) Im Falle einer Belagerung Wiens oder Krakaus versprechen sich die Verbündeten gegenseitig Entsatz zu leisten.
8) Zum Zwecke einmüthiger Erledigung kriegsgeschäftlicher Angelegenheiten sollen von beiden Staaten Militärattachés unterhalten werden.
9) Sonst verfolgt der Kaiser als Kriegsziel Ungarn wieder zu gewinnen, Polens König dagegen Kamieniec wieder an sich zu bringen.
10) Der Kaiser schiesst gleich behufs Anwerbung eines Heeres 120,000 Gulden ohne Anspruch auf Rückerstattung vor, und tritt an den polnischen Staat die aus dem Zehent der italienischen Besitzungen einfliessen sollenden Einnahmen ab.
11) Ansonsten werden die Verbündeten sich angelegen sein lassen auch andere Mächte für den Bund zu gewinnen, insonders die moskovitischen Czaren.
12) Die Führung im Felde übernimmt der gerade im Lager anwesende Souverän.
13) Das Versprechen, die Bedingungen zu halten, soll sowohl von dem Kaiser als auch von dem König durch einen Eid erhärtert werden, den beide in die Hände des h. Vaters durch Vermittlung der Kardinäle-Protektoren zu leisten sich verpflichten.

Das wäre eine möglichst bündige und objektive Darstellung des Sachbestandes, der Ursachen, Pläne, Verträge und Beschlüsse, die dem Wiener Feldzug vorangiengen und selben veranlassten. Leichtlich, dünkt's mich, wirst du lieber Leser daraus ersehen haben, dass nicht eitle und schnöde Rachsucht, nicht der Frauen flüchtiges Schmollen, nicht Ruhmgier noch weniger das Trachten nach ungewisser Gebietserweiterung, wovon bis heutzutage alle Geschichtsbücher vom Folioband bis zum Sedez überquellen, König Johann III unter Wiens

Mauern führten, sondern dass ihn dahin die unabweisliche und wohl verstandene Nothwendigkeit forderte; ferner dass sein Unternehmen nicht etwa ritterlicher Übermuth war, sondern die Erfüllung einer königlichen Pflicht, die Vertheidigung des Vaterlandes und des Christenthums.

Weil der König und das Volk bei dieser Gelegenheit ihre Pflicht gethan, »verlieh Ihnen auch Gott den Sieg«, und der Ruhm, willig oder widerwillig, muss wie ein Sklave ihnen folgen, Ehrenkränze über ihren Häuptern wiegend, und Ihre Namen ausrufend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Der König, als er noch Kron-Feldherr war, schrieb im Jahre 1671, rügend das Vorgehen des damaligen Hofes, an den Bischof von Krakau:... »zur Zeit noch streicheln.... denn wer wäre toll genug zu der Zeit den Krieg anzufangen, wann sich der türkische Kaiser.... bis zum Augenblick zu einer Unternehmung noch nicht entschlossen hatte. Augenscheinlich zittert die ganze Welt vor ihm,... und wir konnten durch so viele Jahre nicht einmal mit den Kosaken und Tataren allein fertig werden, und wie sollten wir sie jetzt bändigen, wenn ihnen die Türken den Rükken decken? Streicheln, bei Gott, alle zur Ruhe kosen und abwarten, wohin sich ihre Unternehmungen wenden. Falls nach Persien, oder wenn ihnen daheim ein Unheil erwächst.... ja dann soll man die Gelegenheit nützen!« Lange hat er gewartet, denn zwölf Jahre; als sich aber die Gelegenheit darbot, liess er sie nicht fallen. Es könnte fürwahr schon das Mährchen aufhören, König Johann III wäre zwar ein tüchtiger Krieger, aber ein schlechter »Staatsmann« gewesen; und dies wohl deswegen, dass er nicht den Weg der französischen Politik betrat, dass er damals, als der Türke den Kaiser zu würgen sich anschickte, sich nicht gegen Schlesien oder Brandenburg wandte! Wohl wahr!... er hätte füglich Schlesien gleich der Beute aus einem brennenden Hause fortgetragen, er hätte vielleicht auch den Brandenburger verschluckt, wie der Grosse den Kleinen immerhin vermag; aber konnte er nicht, bevor noch zehn Jahre um waren, zugleich mit seinen Eroberungen von einem noch grösseren »Staatsmanne« verschlungen werden. Wer fühlt es nicht? ausser wer nicht sehen will, wie die Franzosen von damals sammt ihrem Anhang, oder wer in Folge späterer Ereignisse, und der nur zum grössten Unheil der Welt gereichenden Theilung Polens, das historische Urtheil verloren, oder durch Schmerz, Zorn und Hass verdüstert hat. Leicht lassen sich dergleichen leidenschaftliche Erregungen begreifen und entschuldigen, aber die Geschichte kann ihnen in ihrem Urtheile keine Stimme gewähren. Und wie ganz Europa im Chore den Siegesruhm Johann III. damals feierte, dass er sich durch seine Heldenthat vor Wien um die ganze Christenheit unsterbliche Verdienste erworben hat, so muss auch jetzt die Nachwelt es anerkennen, und überdies ein für allemal bekennen, dass er auch für sein Vaterland Polen möglichst viel Gutes durch diese That gewirkt, und hiemit nicht beleidigenden Vorwurf, sondern Ruhm und ein dankbares Andenken verdient hat.

Der Krieg. Die Ausrüstung des Heeres.

Die Reichstagssitzungen wurden am 17. April, welches Datum auch das »scriptum ad archivum« trägt, geschlossen; richtiger gesagt wurde eigentlich der Reichstag mit der Anfertigung dieses Scriftstückes, welches man mit dem grössten Eifer durch die ganze Nacht vom 17. auf den 18. d. i. die Nacht vom Charsamstag auf den Ostersonntag unausgesetzt arbeitend endgültig redagierte, beendet. Es kam also, dass nach den üblichen Abschiedsformalitäten gesammte Abgeordnete mit dem König an der Spitze um 4 Uhr Morgens aus dem Sitzungssaale geradeswegs in die St. Johanneskirche sich verfügten, um Gott für den glücklichen Ausgang der Berathungen zu danken, und zugleich der Auferstehungsfeier beizuwohnen. Nachdem nun der Reichstag auseinander gegangen war, liessen sich der König und die Feldherrn unverzüglich die Heeresrüstung angelegen sein. Es sollte nämlich die Zahl des Kroncontingents von 12,000 auf 36,000 erhoben, also binnen 2 Monaten verdreifacht werden; die Aufgabe war nicht im mindesten leicht, und nur im damaligen Polen, welches nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen »Überfluss an Ritterschaft« hatte, möglich. Überdies brachte der jüngst zum Kronhofmarschall ernannte Maltheserritter Hieronymus Aug. Lubomirski auf kaiserlichen Sold ein Corps von 6000 Mann zusammen, mit dem er bedeutend früher fertig wurde, als die Feldherrn mit den Ihrigen, und sogleich zum Herzog von Lothringen an der Donau stiess. Wir werden von ihm und seinem Corps bald mehr hören, was für vorzügliche und erspriessliche Dienste er dem Herzog geleistet während der schwierigen Aufgabe, die demselben seit dem Erscheinen der Türken vor Wien bis zur Ankunft des polnischen Entsatzheeres zutheil geworden. In Polen war kaum 6 Jahre Friede d. i. seit 1676 (nach dem Frieden von Żurawno), und dennoch fand die Kunde, der Krieg sei beschlossen, freudige und zuvorkommende Aufnahme im Volke. Wohl mochte dieser Friede drückend gewesen und das Volk durfte zum Bewustsein gekommen sein, dass es besser ist durch einen energischen Krieg sich eines derartigen Friedens zu entledigen. Den muthigen Eifer, mit dem sich die Jugend unter die Fahnen scharrte, bezeichnen damalige Überlieferungen als Vorbedeutung des Sieges. Es ergossen sich Ankündigungsschreiben; es tummelten sich Rittmeister und Werber in allen Bezirken; ganz Polen musste ausserordentlich belebt und bewegt gewesen sein, sobald zu einem Kriege, zu dem sich die mächtige Pforte mehrere Jahre gerüstet hatte, der Kaiser die eigene Vertheidigung wenigstens vom Jänner betrieb, Polens König und Heer binnen 3 Monaten, — gerechnet von Mitte April bis Mitte Juli, wann das Heer von Trębowla ausrückte — vollends vorbereitet und zum Ausrücken über die Grenzen des Reiches geordnet stand. Es ist Strategen nur zu gut bekannt, was eine rasche Mobilisierung zu bedeuten hat; heute würde man wohl fordern, dass es innerhalb einiger Wochen geschehe, wozu jedoch in damaligen Zeiten eine mehrmonatliche Frist nicht gerade für allzulang zu erachten ist. In Anbetracht der

damaligen militärischen Verhältnisse und der zu Gebote stehenden Mittel, muss die Concentrierung eines so bedeutenden Heeres innerhalb einer so beschränkten Frist wohl als ein sehr erspriessliches und alle Erwartung übersteigendes Ereigniss angesehen werden. So konnte König Johann III. mit gerechtem und zufriedenem Bewusstsein bereits vom Marsche aus an den Papst unterm 24ten August aus Gleiwitz, wenn auch nicht ohne eine gewisse Wehmuth, berichten: »am 23. Juli kam mir die Kunde von der Belagerung Wiens; seither bis datto habe ich das Heer versammelt, welches in Podolien um Kamieniec gegen die Ukraine zu cantonierend von dorther 150 deutsche Meilen in Eilmärschen ohne Rast und Ruh gemacht hat.... Geruhen somit Ihre Heiligkeit zu beurtheilen, ob Glauben verdienten, die da meinten, dass die Polen unvermögend seien in diesem Feldzuge etwas zu leisten, dass die Werbungen nicht zu Stande kommen, ausser sehr spät, und dass der König die Marken des Landes nicht verlassen wird; und doch wird mit Gottes Hilfe der König und das Heer früher vor Wien sein, als die Kunde von seinem Aufbruche.« Es herrschte allgemeiner und lebendiger Eifer. Beide Feldherrn waren bereits am 25. Mai von Warschau nach Rothrussland zum Heere abgegangen; der General der Artillerie Kątski expedierte in den ersten Tagen des Juli die »Artilleriezeugsrequisiten und machte sich selbst auf den Weg nach Krakau.« Wie gross der Eifer gewesen, mögen die Worte aus einem Briefe des Kron-Schwertträgers M. Warszycki zeugen, wo er über grosse Auslagen klagend sich unter andern also vernehmen lässt: »Nun die Ausrüstung eines Fähnleins Husaren und Gepanzerter wird mich viel kosten, da ich sie auf eigene Kosten völlig gestellt ins Lager senden muss; auch ein Regiment de proprio muss ich aufstellen, wozu man mir kein Supplement gegeben; wahrlich es ist sehr indiscret und ungnädig von Seiten der Herren Feldhetmane. Was immer ich thue, thue ich aus Liebe zu meinem König und meinem Vaterlande, und schon (30. Juni) habe ich mit Gottes Hilfe das Regiment vollzählig.... Ich würde ausserdem noch drei Fahnen Dragoner auf eigene Kosten zum Dienste Seiner Majestät meines gnädigen Königs und zur Ehre des Herrn mitnehmen, falls Seine Majestät der König in persona sich ins Lager begeben sollte; in diesem Falle würde auch ich nicht zögern, meinem Herrn zu dienen. Ja ich möchte sogar mehr Leute aufbieten, wenn nicht daheim viele der befestigten Plätze Vertheidigungsmannschaft erheischten, wozu ich eine bestimmte Anzahl zurück lassen muss.«.... Anderwärts berichtet der Abt von Paradys: »Das Heer wird vermehrt durch zwei Fähnlein Husaren, deren eines Herr Urbański, das andere der Kronhofschatzmeister (Modrzejowski), obschon er bereits ein Fähnlein Gepanzerter gestellt hat, ausrüsten soll; es werden somit in der Krone 3,500 Husaren sein.« Wieder in einem andern Briefe (19. Mai) desselben Abtes steht geschrieben: »Der König hiess nur 1,200 Kosaken unter dem Commando von 4 Rittmeistern, namentlich Semen's, Worona's und zweier anderer, einrücken; sobald aber der Abgeordnete aus Moskau zurückgekehrt sein wird, ist alle Hoffnung vorhanden, dass auch von der andern Seite des Dniepr Contingente einrücken werden.«....



Einen zwar unscheinlichen aber doch charakteristischen Zug finde ich in demselben Briefe: »Seine Majestät der König befahl den Herrn Ostroróg aus der Danziger Laterne frei zu lassen, auf dass er in diesem Kriege sich von den Mackeln seiner Vergangenheit rein waschen könnte.«

Neben der Ausrüstung des Heeres trug man auch Sorge für die Sicherheit im Innern.

»Seine Hochwürden der Bischof von Krakau (Małachowski) soll während der nächsten Feiertage (6. Juni) 600 Mann Fussvolk nach Krakau als Besatzung einführen. Nach Seybusch designierte der König 500 Mann zu Fuss behufs Verlegung der Pässe, auf dass von dorther Rebellen nicht nach Schlesien einfallen.« Mit einem Worte eilte alles schnell und eifrig unter die Fahnen, und man darf sagen, dass alle Ehrenwerthen und Würdigen, so viele derselben in Polen waren, entweder mit dem König vor Wien zogen oder daheim im Gebete den Sieg erfleheten. Das Heer kam also rechtzeitig zusammen; zwar nicht gar zu frühzeitig, aber doch wie gerufen. Als nämlich der Vertrag unterzeichnet wurde, d. i. am 31. März, brach gerade das türkische Heer von Adrianopel gegen Wien auf; hiedann als der Feldhetman Jablonowski von Trębowla das polnische Heer vorrücken liess, umringten und sengten schon die Tataren Wien auf dem rechten Donauufer; das Kamaldulenserstift auf dem Josefsberge und die St. Leopoldskapelle auf dem Kalenberge wurden eingeäschert, und es zeigten sich bereits die ersten die Vorhut bildenden Abtheilungen des eigentlichen Heeres des Grosswessirs. Gewaltiges Staunen erfüllt die Seele, wenn man mit einem Male die Räume überblickt, auf denen alle die Vorbereitungen und Zurüstungen vor sich giengen, die alle an einem Tage wie die Strahlen in einem Brennpunkte unter Wiens Mauern zusammentreffen sollten; wenn man sich die Gleichzeitigkeit und Folge dieser verwickelten Verhandlungen und Bestrebungen vergegenwärtigt, die an den verschiedensten Orten gepflogen wurden, gegen einander stritten, einander überwuchteten, um in einer Stunde, wie auf einen Schlag die Entscheidung herbeizuführen. In diesem Riesenkreise zwischen Konstantinopel, Rom, Madrid, Paris, Berlin und Moskau, gab es keinen Gleichgiltigen; die diese Räume beherrschenden Mächte, jede auf ihre besondere Weise, entsandten alle gen Wien ihre Streitkräfte, ihr gespanntes Sinnen, ihr heimliches Trachten und — ihre Todesangst.

Es war thatsächlich ein in seiner Art schreckliches Gericht: als aber der Urtheilsspruch gefällt wurde, entschied sich der Parteien Zwist vollständig und für lange Zeiten. Niemand blieb unberührt: der eine war wie vom Blitz getroffen und niedergeschmettert, der andere dagegen athmete wieder freier auf, denn der Jahrhunderte andauernde Alp fiel von seiner Brust; andere wieder in ihren Plänen getäuscht und in dem allzu hohen Fluge ihrer Gelüste gelähmt, verbargen sich wie bebrüht mit ihrer List und unlauterem Begehren; nur Einer tauchte aus dem Strudel empor, und ward auf die eigentliche Bahn seiner weltgeschichtlichen Aufgabe gewiesen. Dadurch eben, dass die Entscheidung vor Wien für Niemanden auf einem so weiten Raume gleichgiltig war, stieg ihre Wich-

tigkeit und Bedeutung. Sie bildete geradezu die Grundachse, um die sich eine gewaltige weltgeschichtliche Bewegung vollzog; sie wurde gleichsam zum Finger Gottes, der der Menschheit verrückte Wege wieder gerade machte.

Oesterreich, Wien, Herzog von Lothringen.

Nachdem wir die Zustände in Polen bis zum Augenblicke, wo das Heer von Trębowla aufbrach, geschildert hatten, wollen wir uns nach Österreich wenden und sehen, was dort indessen in Wien und an der Donau geschah. Wiewohl es daselbst an wohlgemeinten Warnungen nicht gemangelt hat, so scheint es doch, dass man selbigen nicht recht trauen mochte. Denn obzwar man bereits im Bundesvertrage sehr deutlich die Wahrscheinlichkeit einer Belagerung Wiens oder Krakau's durch die Türken aussprach, so schien man doch am wenigsten daran zu glauben, dass dies schon so bald eintreffen sollte. Eben daraus, was man später von Angst und Eile getrieben vornahm, kann man nur zu deutlich ersehen, dass den Winter und das ganze Frühjahr hindurch für die Befestigung, Sicherung und Versorgung Wiens beinahe gar nichts gethan wurde. Selbst der kaiserliche Hof mit der Schatzkammer und dem Archivum mussten im allerletzten Augenblicke so eilig und unter solchen Beschwerlichkeiten vor den Türken die Flucht ergreifen, als ob der Anzug derselben ein plötzliches Ohngefähr gewesen wäre. Man scheint im Rathe des Kaisers vor allem der Ansicht gewesen zu sein, dass sich der Krieg eher an den Grenzen Ungarns an den Festungen Komorn und Raab brechen, oder nach Oberungarn und weiter über das Gebirge wenden wird. Das gab auch wahrscheinlich den Grund für die Vermuthung einer Belagerung Krakau's. Johann III. war durch die theils offenen theils heimlichen Verbindungen mit Tököly und Abafi wohl besser und zuverlässiger berichtet, denn aus allen Vorkehrungen ist zu ersehen, dass man um Krakau sich nicht gar ängstigte, um Lemberg dagegen und die Ostgrenze lässt sich nicht die mindeste Besorgnis merken.

In der Voraussicht, dass es nur zu einem Kriege im offenen Felde kommen wird, rückte das ganze kaiserliche Heer, 40,000 Mann stark, mit Frühlingsanbruch ins Feld und bezog ein Lager bei Kitsee gegenüber Pressburg, acht Meilen Weges von Wien. Kaiser Leopold, obzwar ihn die Schickung so viele und so grosse Kriege zu führen zwang, war selbst niemals Soldat, und ausgenommen dieses mal war er nie vor dem noch nach dem im Lager gewesen. Diesmal aber begab er sich persönlich mit der Kaiserin in das Lager bei Kitsee, hielt am 6. Mai Heerschau, und kehrte, nachdem er den Oberbefehl und die ganze Kriegführung in Hände des Herzogs von Lothringen niedergelegt, nach Wien zurück.

Herzog Karl war der rechtmässige Erbe von Lothringen, das ihm nach dem Tode seines kinderlosen Oheims Ludwig IV. zufiel. Aber von Ludwig XIV. seines Erbes beraubt, (denn ein so geschmälertes und zerstückeltes Gebiet,



wie es ihm der König Frankreichs im Frieden zu Nymwegen gleichsam zum Spotte anbot, wies er zurück) fand er am Wiener Hofe gastliche Aufnahme und einen Familienherd neben hohen Würden und einer glänzenden Zukunft für seine Nachkommen. Verheirathet mit der polnischen Königin Eleonore, der Witwe nach dem Könige Michael und Schwester des Kaisers, war er demgemäss der vertrauteste und treueste, zugleich durch seine hohen Fähigkeiten der schätzbarste Freund des Kaisers. Er war ritterlich, fähig, gelehrt und wahrhaft königlich gesinnt. Obgleich er sich zweimal vergeblich um die Krone von Polen beworben und unter den Polen wenig Freunde zählte, so erwarb er sich im Wiener Feldzuge wenigstens ein solches Ansehen, dass seitdem keine geringschätzige und kränkende Äusserung über den Herzog von Lothringen in Polen verlautet, was in Anbetracht der damaligen bösen und scharfen Zungen wahrlich nicht geringfügig ist. König Johann III. selbst, nachdem er die persönliche Bekanntschaft des Herzogs von Lothringen gemacht hatte, lässt sich in einem Briefe an die Königin in der ehrendsten Weise und mit der grössten Anerkennung über ihn vernehmen: »Mit dem Herzog von Lothringen bin ich im höchsten Masse zufrieden, denn er benimmt sich mir gegenüber sehr gut und ist ein würdiger und rechtschaffener Mann; auch das Kriegshandwerk ist ihm geläufiger, als allen andern sonst.... Auf alles, was man anschlagen mag, weiss er Bescheid. Bieder, wortkarg — scheint er eben ein braver Mann zu sein. Auch den Krieg versteht er sehr gut und betreibt ihn fleissig. Er trägt eine gelbe, verwitterte Perücke und scheint sich gar nicht um Eleganz zu kümmern. Es ist überhaupt ein Mann nach meinem Herzen und eines bessern Schicksals werth.«

Die Führung des kaiserlichen Heeres ruhte ohne Zweifel in guten Händen, aber die Stärke dieses Heeres zeigte sich bald unzureichend gegen die türkische Übermacht, deren Kern um diese Zeit an Belgrad vorbeiziehen durfte. Der Herzog wollte die Zeit vor dem Anzug des Grosswessirs nützen und Gran oder eine andere von den Türken besetzte Festung überrumpeln. Er rückte also vor, und in der Umgegend von Komorn ein Lager beziehend machte er gegen Gran an der Spitze von 10,000 Mann einen Streifzug. Doch die Nachrichten, dass der Grosswessir mit einer gewaltigen Armee bereits in der Nähe von Weissenburg sei, und dass der Pascha von Ofen mit entsprechend starker Mannschaft zum Entsatze von Gran heranziehe, bewogen die auf dem Streifzug begriffene Abtheilung sich schleunigst in das bei Komorn errichtete Lager zurückzuziehen. Es wollte jedoch der kaiserliche Heerführer nicht mit verschränkten Armen den Feind erwarten, sondern wenigstens durch die Überrumpelung der 3 Meilen gegen Norden von Komorn abliegenden Feste Neuhäusel über den Feind einen Vortheil davontragen. Plötzlich vor der Feste erscheinend begann er unverzüglich den Angriff; die Türken wehrten sich nicht minder tapfer; indessen kam die Nachricht von der von Weissenburg her sich ergiessenden ungeheueren türkischen Flut. Wer nur einen Blick auf die Karte dieser Länder wirft, wird, wenn er auch kein Stratege ist, leicht einsehen, in welch' grosser Gefahr in

diesem Augenblicke sowohl das kaiserliche Heer zwischen Komorn und Neuhäusel, als auch die beinahe ganz entblösten österreichischen Länder mit Wien schwebten. Dies konnte auch dem Herzog Karl nicht entgehen, und ohne sonst Befehle von Wien abzuwarten, änderte er den ganzen Kriegsplan. Nachdem er plötzlich die Belagerung von Neuhäusel aufgehoben, zieht er sich auf Komorn und Raab zurück, und den Kampf im offenen Felde gänzlich aufgebend geht er unverzüglich von der Offensive zur Defensive über, um das Heer zu retten, die Länder und Städte zu decken und Zeit bis zur Ankunft des Entsatzheeres zu gewinnen. Dieser ohne allen Zweifel selbständig gefasste Entschluss, dieser zehn ganze Wochen dauernde und mit dem herrlichsten Erfolge gekrönte Defensivkrieg, der ganze Plan dieser grossen Vertheidigung in seinen Hauptmomenten und dessen unmittelbare Ausführung an dem linken Donaufer, war und wird ohne Widerspruch das grosse und verdienstvolle Werk des Herzogs Karl von Lothringen bleiben; dafür gebührt ihm die vollständigste Anerkennung und der ungetheilteste Ruhm. Dies alles geschah bereits gegen Ende Juni. Von dem Fussvolke, über welches der Herzog von Lothringen verfügte, warf er je 10,000 als Besatzung in die Festen Komorn und Raab, den Rest dagegen führte er grösserer Sicherheit halber über den Donauarm auf die Insel Schütt, selbst aber verblieb er mit der Reiterei in der Nähe der Festung Raab, um die Bewegungen des heranrückenden Feindes zu beobachten. Der Feind liess auch nicht lange auf sich warten. Am 1. Juli um 7 Uhr früh erblickte Herzog Karl, wie er es an Hieronymus Lubomirski in dem Briefe vom 13. desselben Monats schildert, die ganze Armee des Grosswessirs, die in entwickelter Schlachtordnung von Butersel bis an den Fuss der Berge von St. Miklos längs des Flusses Raab gegen die gleichnamige Festung vorrückte. Um Mittag desselben Tages umzingelte der Feind die Festung und begann unverzüglich Approchen zu graben. Als Vorhut schickte der Grosswessir ein Corps von 20,000 Mann voraus, welches allein schon stärker war als die Armee des Herzogs Karl, die durch die ausgeschiedene Besatzungsmannschaft sehr herabgeschmolzen war. Angesichts einer so offenbaren Übermacht blieb dem Herzog nichts anderes zu thun übrig, als die Festungen ihrem Schicksale zu überlassen und mit dem Reste des Heeres sich auf Wien zurückzuziehen. Er liess es auch geschehen. Die Infanterie liess er auf der Insel Schütt auf Pressburg und dann auf Wien marschierens selbst aber mit der Reiterei vollzog er langsam unter den Augen des Feindes längs des rechten Ufers des Donauarmes den Rückzug auf Wien. Dieses kühne Gebahren und fast unablässliche Verfolgen der Bewegungen des Grosswessirs, konnte den letzteren auf den Gedanken bringen, das verhältnismässig kleine Corps des kaiserlichen Heeres zu umzingeln und ihm den Rückzug abzuschneiden. Seitdem er nämlich vor Raab angelangt war, machte er durch eine ganze Woche Miene vor allem die Festung nehmen zu wollen; ja er liess sogar zweimal Sturm laufen, der jedoch von der Besatzung glücklich zurückgewiesen wurde. Inzwischen hatte der Listige zu derselben Zeit ohne jegliches Aufsehen in aller Stille eine starke Abtheilung, die vorwiegend aus Tataren bestand, beordert,

linkshin bis zum Neusiedlersee und bis Bruck an der Leitha einen Streifzug ausführen, der ohne jeden Zweifel die Aufgabe hatte, dem Herzog den Rettungsweg zu verrennen. Die Tataren, seit jeher Meister in dergleichen Unternehmungen, leisteten das Ihrige. Geräuschlos gleich Nachtvögeln durchflogen sie den bezeichneten Raum, fielen von niemandem bemerkt nieder, und legten sich in einem Hain am Wege, den das kaiserliche Heer durchaus passieren musste, in Hinterhalt. Die Kaiserlichen zogen sich, wie bereits bemerkt wurde, sehr langsam Schritt für Schritt zurück und kamen am Morgen des 7. Juli bei Petronel, nachdem sie nicht mehr als 10 Meilen von Raab donauaufwärts gemacht hatten, an den Ort, wo die Tataren im Hinterhalte lauerten. Plötzlich und wider alle Erwartung brach die Horde hervor, und warf sich grässlich lärmend und wüthend auf die die Vorhut bildenden Regimenter Montecuculi's und des Herzogs von Savoyen, die ohne jede Ahnung gelassen gezogen kamen. Schrecken und Verwirrung enststand unter den Truppen. Die Tataren hieben, die Gelegenheit nutzend, wacker ein und tödteten 60 von den Kaiserlichen. Auf der Wahlstatt blieb der Herzog von Arenberg, der Herzog von Savoyen aber, der ältere Bruder des Herzogs Eugen, kam unglücklich, nachdem er sehr tapferen Widerstand geleistet hatte, unter sein eigenes Pferd, das von einer Kugel tödtlich getroffen mit ihm zusammengebrochen war. Man brachte ihn zwar mit zerquetschter Brust nach Wien, wo er jedoch wenige Tage darauf am 13. Juli verschied. Der Umsicht des Herzogs von Lothringen und der ausgezeichneten Tapferkeit des Markgrafen Ludwig von Baden war die Wiederherstellung der Ordnung zu verdanken. Dem kühnen Angriffe des Letzteren konnten die Tataren nicht Stand halten und verloren 200 Mann. Trotzdem war ihnen das Glück nicht ganz abhold, denn ausser dass sie Verwirrung angerichtet hatten, gelang es ihnen auch eine ansehnliche Beute zu machen, was für sie stets den Endzweck jedes Kampfes bildet. Es gelang ihnen nämlich einen grossen Theil Lastwägen fortzuführen, auf denen sich unter andern auch das silberne Tischgeschirr des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, des Herzogs Croy und des Generals Caprara befand. An demselben Tage d. i. am 7, Juli brach auch der Grosswessir von Raab geradeswegs gegen Wien auf, nachdem er vor der Festung eine starke Abtheilung zur Cernierung derselben zurückgelassen hatte.

Die bei Petronel erlittene Niederlage war an sich von äusserst geringer Bedeutung, wiewohl empfindlich durch den Verlust mehrerer bedeutender Männer; das Heer dagegen hatte keine namhafte Einbusse erlitten. Aber in moralischer Hinsicht wurden die Folgen desto fühlbarer, indem sie den Muth erschütterten und die Truppen einschüchterten. Petronel war kaum fünf Meilen von Wien entfernt. Einige Stunden nach dem, was vorgefallen, kamen zerstreute Flüchtlinge von dem Kampfplatze nach Wien, und erfüllten mit Angst und Schrecken die Stadt, als ob das ganze kaiserliche Heer aufgerieben worden, und der Feind ihnen auf dem Fusse folgend, bereits vor den Mauern wäre. Alles, was nur in der Stadt lebte, warf sich zur Flucht, und bald wimmelten alle Strassen von Flüchtigen und die Donau bedeckte sich mit Kähnen und aller Art Flössen,

die die Menschen und ihre Habe forttrugen. Auch die Ankunft des Generals Aeneas Caprara und des Fürsten Montecuculi, die um zwei Uhr nachmittags in Wien eintrafen und den wahren Sachverhalt darlegten, vermochte die erregten Gemüther nicht zu beschwichtigen und die Flucht zu hemmen. Kaiser Leopold berief den Rath, welcher beschloss, der Kaiser und der Hof sollen ohne Verzug Wien verlassen. Gegen acht Uhr abends reiste der Kaiser mit der Kaiserin unter der Bedeckung von nur 200 Musketieren in einem Wagen ab; ihnen folgten in zwei Wagen die Kinder, dann der ganze Hof und die Residenten fremder Mächte, wie jeder konnte und vermochte, zuletzt die reicheren Bürger der Stadt. Sechs Stunden lang rollte ein Wagen nach dem andern über die Donaubrücke in die Brigittenau und weiter gegen Korneuburg im vollen Trabe die Flüchtigen davontragend. Im Städtchen Korneuburg, das nur zwei Meilen von Wien entfernt lag, übernachtete der Hof unter freiem Himmel, und dann gieng es weiter über Krems nach Linz. Vor der Abreise von Wien hatte der Kaiser nur so viel Zeit, dass er dem vor einigen Tagen bereits zum Commandanten der Stadt ernannten Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg die ganze Leitung der Vertheidigung übergab, dem braven Bürgermeister Andreas Liebenberg und dem Municipalrathe das feierliche Versprechen abnahm, dass sie sich bis auf's Letzte vertheidigen werden, schliesslich zur Leitung der Regierungsgeschäfte und der Vertheidigung ein Collegium von sechs Würdenträgern ernannte. Das Collegium bildeten: Starhemberg als General-Commandant, General Graf Kaspar Zdenko Kaplirz, ein geborener Böhme, als Vorsitzender des Collegiums, dann der Landmarschall Graf Fr. Max Mollard, ferner der Reichskanzler Oswald Hartmann Hüttendorf und die Hofräthe Aichbüchel und Belchamp. Ich zähle sie honoris causa ganz genau auf, denn was nur zur Vertheidigung Wiens innerhalb dieser Wirren geschehen ist, das ist unter der Regierung dieses Collegiums geschehen einerseits durch die Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit der ganzen damaligen Bürgerschaft andererseits durch die ausnehmende Tüchtigkeit des Bürgermeisters Liebenberg und des ganzen Municipalrathes, dessen Reihen kein einziger von den Räthen verlassen, kein einziger bei jener schrecklichen durch 62 Tage belagerten Sitzung gefehlt hatte.

Ganz anders und patriotischer geberdete sich dieser Rath als die aus der Art geschlagenen Epigonen desselben 183 Jahre später! Ich habe nicht die Absicht über die plötzlich und mit Aufbietung aller Kräfte vervollständigten Befestigungswerke, die bis zum letzten Augenblicke vernachlässigt waren, noch über die Herbeischaffung von Lebensmitteln und Munition, über die Bewaffnung der Bürgerschaft und die verzweifelte, ganze zwei Monate, denn vom 14. Juli bis zum 12. September, Tag und Nacht andauernde Gegenwehr im einzelnen zu handeln. Es reicht hin zu erwähnen, dass für die Instandsetzung sieben Tage (vom 7, bis 14. Juli) ausreichen mussten. Die Tüchtigkeit und Energie des Commandanten, wie auch die unerschütterliche Festigkeit und Tapferkeit der Besatzung und der Bürgerschaft liessen sich weder durch die neunwöchentliche strenge Belagerung, noch durch das höllische Bombardement, noch durch

die stets wüthenderen Stürme einschüchtern, die nach jedem Aufprasseln einer Mine erneuert wurden. Man möge nur erwägen, dass im Augenblicke, als der Kaiser die Stadt verliess, die Wälle, Gräben und Contrescarpen noch unvollendet und ohne Pallisaden waren, auf den Wällen kaum etliche Geschütze standen und die Besatzung blos aus 400 Arkebusiern bestand; nach Verlauf einer Woche aber wurden die Wälle fertig, die Schanzpfähle eingegraben, 300 Geschütze aufgefahren, nahezu 5000 Mann organisiert und ausgerüstet, der Verpflegsdienst, die Feuerlöschwehr und der Kranken- und Verwundetendienst eingerichtet. Diess alles musste in den Tagen der Angst und des Schreckens gethan werden, denn fast gar nichts war fertig. Der Eifer und die Ausdauer der ganzen zurückgebliebenen Bevölkerung, der Würdenträger sowohl als auch der Gemeinen, war fürwahr gross und verdient jegliche Anerkennung. Doch nichts desto weniger bleibt es wahr, dass trotz aller Anstrengung und Aufopferung Wien auf keine menschliche Art sich hätte halten können, ja sein Fall war nach dem Zeugnisse der Augenzeugen binnen 2—3 Tagen unvermeidlich, wenn unterdessen der Entsatz nicht noch reichtzeitig eingetroffen wäre.

Während nun die eine Hälfte der Bevölkerung Wiens auf allen Pfaden gegen Westen floh, die andere zur Vertheidigung auf Leben und Tod sich rüstete, rückte der Grosswessir mit seiner ganzen Macht, der die Tataren Mord und Brand vor sich verbreitend voraneilten, von Raab heran. Am 10. Juli war er zu Altenburg an der Donau, an welchem Tage seine Vorhut bereits mit der Nachhut des Herzogs von Lothringen dicht vor Wien scharmützelte. Am 13. Juli stand die ganze Armee der Türken vor der Stadt und umschloss sie in einem weiten Halbkreise von der Donau über Schönbrunn, Ottakring und Währing bis Nussdorf. Starhemberg liess, soweit es geschehen konnte, die Vorstädte anzünden und zerstören, und der Herzog von Lothringen, der inzwischen die ganze im Felde stehende Streitmacht bei Wien zusammen gezogen hatte, befahl der Infanterie zur Besatzung in die Stadt zu rücken; mit der Reiterei aber und den Dragonern zog er sich von der Brigittenau über den zweiten Hauptarm der Donau zurück, und verbrannte und zerstörte hinter sich die Brücken. Die Zahl der nach Wien geworfenen Fusstruppen würde nach den Regimentern gerechnet 16.600 Mann betragen, doch sie war in Folge der während der Kämpfe erlittenen Verluste nicht voll. Am genauesten wird die Zahl der Vertheidiger Wiens von dem Herzoge von Lothringen in einer Relation, die er nebst einem Briefe unter dem 5. August an den König Johann III. sandte, angegeben, wo es heisst: »Was die Zahl und Stärke der Besatzung Wiens betrifft, hat der Herzog von Lothringen nicht 16.000 Mann dahin geworfen, wie Seine königliche M. in seinem Briefe zu muthmassen scheint, sondern blos sechs Regimenter Infanterie und ein Regiment Reiterei, welche zusammen nach Abschlag der Maroden nicht mehr als 10.500 bis 11.000 kampffähige Soldaten betragen dürften; doch so viel hatte auch der Gouverneur gefordert. Wohl ist es wahr, dass die Stadtmiliz mit eingerechnet, angenommen

werden kann, dass im Anfange der Belagerung die Besatzung auf 15000—16000 Mann sich belief«.

Am 15. Juli begannen die Türken aus der ersten dem Schlossthor gegenüber aufgeführen Batterie die Stadt zu beschiessen; und gleich an demselben Tage wurde Starhemberg von einem Steinsplitter am Kopfe verwundet, was ihn mehrere Tage das Zimmer zu hüten zwang. Von nun an mehrten sich ohne Unterlass türkische Batterien, der Geschützdonner wurde stärker, die Laufgräben kamen den Mauern näher, Minen prasselten auf, Stürme heulten, und Ausfälle wurden gemacht. Unausgesetzt, wenn auch nur schrittweise, rückten die Türken mit aller Hartnäckigkeit vor. Die Belagerten wehrten sich mit stets wachsender Angst und spannender Erwartung des Entsatzes ohne Rast und Ruh. Schon am 27. August fügt Starhemberg gegen Ende eines Briefes, in dem er von den Fortschritten der Türken an den Herzog von Lothringen berichtet, ohne noch den Muth und die Hoffnung aufzugeben, bedeutsam als das letzte Wort hinzu: »Es ist keine Zeit mehr zu verlieren.« Kaplirz wiederholt dasselbe an demselben Tage in seinem Schreiben in lateinischer Sprache: »cum succursu ne uno quidem momento tardandum.« Und dennoch sollte die Belagerung und das Stürmen noch ganze 15 Tage anhalten! Am Vorabend vor der Ankunft des Entsatzheeres hatten sich die Türken in den Laufgräben bereits festgesetzt, und nur wenige Schritte trennten sie von den Mauern der Stadt, in denen bereits zwei Breschen gleich Thoren dem Sturme entgegengähnten. König Johann, nachdem er nach errungenem Siege die Mauern und Befestigungen in Augenschein genommen hatte, äusserte gemäss dem Zustande, in dem er sie von den Türken zugerichtet fand, in einem Schreiben, dass sich der Commandant »nicht drei Tage mehr hatte halten können.« Der Entsatz wurde also gegen Ende unentbehrlich, und kam fast in der letzten Stunde. Dies voraussschickend wollen wir, um die Sache abzukürzen, alle Einzelnheiten, die die Belagerung Wiens und das von Tag zu Tag sich steigernde Elend betreffen, übergehend uns nach den Vorkehrungen und der Action des Herzogs Karl von Lothringen umsehen.

Die Action des Herzogs von Lothringen. Die Vertheidigung der Communicationslinien.

Vom ersten Augenblicke an war der kaiserliche Generalissimus, sobald er die Unmöglichkeit dem Grosswessir im offenen Felde Widerstand zu leisten eingesehen hatte, seiner Aufgabe vollkommen bewusst, was er auch selbst klar und deutlich ausgesprochen:

»Man muss in die Festungen Besatzung werfen, das Innere des Landes so viel als möglich vor streifenden Horden decken, und den Weg für das erwartete Hilfsheer offen halten.«

Diese Aufgabe hatte er auch in ausgezeichnetem Masse gelösst, was er

einerseits seiner Umsichtigkeit und Besonnenheit, andererseits, wo es Noth that, seinem energischen Eingreifen und raschen Entschliessen zu verdanken hatte. Doch aller Wahrscheinlichkeit nach war ihm der Grosswessir selbst durch seinen eitlen Stolz und die Geringschätzung des Feindes zur Lösung der Aufgabe am meisten behilflich. Auf der einen Seite der Donau lag nämlich der Grosswessir vor Wien mit 200.000 Mann und mit zahlloser Reiterei, deren eine Hälfte wenigstens der Belagerung müssig zusah, und nichts zu thun hatte, ausser etwa dass sie von weitem durch ihre Gegenwart die Belagerten schreckte; auf der andern dagegen, eine, höchstens zwei Meilen jenseits des Flusses, promenierte Herzog Karl von Lothringen mit seinem kaum 10.000 Mann zählenden Corps, lugte nach dem Grosswessir aus, und beobachtete seine Bewegungen, verhinderte die Türken in Einzelnabtheilungen über die Donau zu setzen, und schlug den Tököly, der mit den Türken und Tataren über die March einzufallen sich anschickte, zweimal nachdrücklich zurück. Darauf achtete der Grosswessir nicht im mindesten, denn er hatte seiner Übermacht nur allzusehr vertraut, und war seiner Meinung nach des Erfolges sicher.

Der Herzog von Lothringen, nachdem er am 13. und 14. Juli das Fussvolk nach Wien geworfen hatte, hielt mit der Reiterei dicht vor der Stadt auf der Brigitteninsel. Als er aber einsah, dass er sich dort unmöglich wird länger halten können, zumal bei dem niedrigen Stande des Wassers die Türken sogar watend über den Donaukanal setzten, zog er sich, wie bereits erwähnt wurde, über den zweiten Hauptarm der Donau zurück. Dies geschah am 17. Juli. Die Türken besetzten die Insel, und stürmten am 19. die Brücke, welche Herzog Karl bis zum letzten Augenblicke zu halten trachtete. Es wurde dort eine kleine aber heisse Schlacht geschlagen, an der bereits auch Polen theilnahmen. Von dem von Hieronymus Lubomirski aufgestellten Corps nämlich, befand sich bereits ein Theil unter dem Befehl Tetwin's, bei dem kaiserlichen Heere an dem Flusse Waag, der nunmehr zugleich mit dem General Schulz zu Herzog Karl beordert wurde, und sich sogleich brav einführte. In diesem Kampfe deckte von den Polen das Feld Major Greben »mit dem Lobe unvergleichlicher Mannhaftigkeit, indem er Angesichts des ganzen Heeres drei Türken mit eigener Hand niedermähte.« Der Herzog liess die Brücke niederbrennen, und hatte seitdem d. i. seit dem 22. Juli mit der eingeschlossenen und mächtig bestürmten Stadt keine unmittelbare Verbindung; auch erhielt er von dort keine Nachricht bis zum 14. August, wann ihm Lieutenant Gregorowicz, der sich durch das türkische Lager schmuggelte, vom Graffen Kaplirz einen vom 8. August datierten Brief überbrachte.

Der Herzog war indessen rastlos thätig. Correspondenzen behufs Beschleunigung des Entsatzes wurden nach allen Richtungen geführt; stette Wachsamkeit und unablässiges Bemühen die Donaulinie zu vertheidigen, Tuln und Krems sich zu sichern, und Brücken daselbst bereit zu halten, nahmen die Thätigkeit des Feldhern ganz im Anspruch, wobei er noch mit seinem kleinen Heere das ganze Dreieck von Krems bis Pressburg, und längs der March von Ihrer Mün-

dung bis oberhalb Marchegg deckte und schirmte. Auf diese Weise rettete und sicherte er ganz Mähren, Schlesien und Böhmen vor Überfällen und Verheerung, und hielt den Weg offen, auf dem allein das polnische Entsatzheer heranrücken konnte. Es war eine schwere und gefährliche Aufgabe, wenn man in Betracht zieht die grosse türkische Armee vor Wien, die bis über die Enns plündernden Tatarenhorden, die von der Waag über die March einzudringen trachtenden 30.000 Ungarn unter Tököly, den 6000 Türken unter der Führung zweier Pascha und 12.000 Tataren unterstützen. Das vollkommenne Gelingen des Unternehmens bildete den ersten strategischen Sieg, der die lange Reihe anderer bis zum letzten vorbereitet und ermöglicht hatte. Zu diesem Siege trugen die Polen durch ihre Tapferkeit vorwiegend bei, die in des Kaisers Sold unter der Führung Lubomirski's standen, was ich freudig hervorhebe, ohne dadurch des Herzogs von Lothringen Verdienste in Schatten stellen zu wollen. Lubomirski nämlich, dem König bedeutend vorauseilend, meldete sich bereits am 20. Juli bei den Donaubrücken im Lager des Herzogs Karl, und wenn er auch nicht alle 25 Fahnen, wie er sollte, so hat er doch die grösste Zahl derselben herbeigeführt.

Er erstattet davon dem Könige Bericht in einem Briefe von demselben Datum, referiert über die stattgehabte Unterredung mit Herzog Karl, schildert den Stand der Dinge, wie er ihn getroffen und bekritelt in einiger Hinsicht das Heer des Herzogs und die nicht hinreichend gesicherte Art der Lagerung. An demselben Tage richtete auch der Herzog ein Schreiben an den König, worin er die Nothwendigkeit der Beschleunigung des Entsatzes auseinander setzt, und über die Kriegsoperationen seit dem 1. Juli relationiert, was vom König stets und dringend verlangt wurde, worauf er selbstverständlich auch durch Lubomirski gedrungen zu haben scheint. Beide Briefe, nämlich des Herzogs Karl und Lubomirski's, überbrachte eiligst der Rittmeister Gliński, Fähnrich von Sandomir, der sie schon am 23. Juli zu Kruszyna einhändigte und die erste Kunde von der Belagerung Wiens überbrachte, wie es der König in einem Schreiben an den Papst, von Gleiwitz aus unter dem 24. August ausdrücklich bemerkt. Der König hat zwar auf diese Nachricht nicht gewartet, denn wie bereits erwähnt wurde, war das polnische Heer schon seit einer Woche auf dem Marsche gegen Wien, doch seit dieser Zeit wurde der König persönlich rühriger, und obwohl er mit dem Heere an der Warta war, so weilte er schon mit dem Gedanken an der Donau. Brieflich verständigte er sich mit dem Herzog von Lothringen, wo er auf den Wessir losschlagen, und auf welche Weise die Donau überschreiten soll; verlangte Relationen, Aufklärungen, topographische Karten, und den Situationsplan der Umgebung Wiens, und liess es an Rath und Warnungen nicht fehlen.

Doch kehren wir noch zum Herzog Karl zurück. Nicht lange musste Lubomirski mit den Seinigen, nachdem er im Lager erschienen war, auf eine »Gelegenheit« warten. Schon am 25. Juli gelang es Herrn Grocholski, einem Rittmeister aus der Abtheilung Lubomirski's, nicht unbedeutende Lorbeern sich zu

pflücken. Während einer Streifung traf er an diesem Tage eine Abtheilung Türken vor »Neyburg« d. i. Klosterneuburg, denn es heisst in der Beschreibung dieser Affaire, dass »das Städtchen ein riesig reiches Kloster besitzt, in welchem die Gebeine des h. Leopold ruhen.« Die Türken berannten gerade die Ortschaft. Doch zwischen der bedrängten Stadt und Herrn Grocholski fluthete die breite Donau: »der Herr Rittmeister liess aber darum die Türken nicht in Ruhe, nachdem er sie einmal ersehen.« Auf Kähnen, so viele derselben aufzutreiben waren, setzte er 180 Mann hinüber und flösste den sich vertheidigenden Bürgern dadurch einen solchen Muth ein, dass sie sich der Türken nicht nur erwehrten, sondern sogar eine grosse Menge derselben tödteten. Herr Grocholski aber, nachdem er die raubende Horde in die Flucht gejagt und das Städtchen entsetzt hatte, kehrte in das Lager zurück, um sogleich Tags darauf an einem neuen und bedeutenderen Streifzug theil zu nehmen.

Herzog Karl von Lothringen rückte nämlich, nachdem er am 25. Juli in Erfahrung gebracht hatte, dass die Rebellen unter Tököly über die March gedrungen sind und daselbst Dörfer brandschatzten, nach Zurücklassung zweier Regimenter Fusstruppen zur Vertheidigung der Donaulinie, am 26. Juli früh mit dem ganzen übrigen Heere an die March gegen den Feind, den abzuweisen eine der Hauptaufgaben für den Augenblick bildete. Nach einem Marsche von kaum zwei Meilen traf man auf zerstreute Haufen plündernder Feinde. In entwickelter Schlachtlinie mit den freiwilligen im Vordertreffen erreichte man an diesem Tage, zerstreute Rebellenhaufen vor sich hertreibend, die March. An der March, wahrscheinlich bei Marchegg, wurde das Nachtlager bezogen. Am folgenden Tage d. i. am 27. Juli kam dem Herzog die Kunde, die Stadt Pressburg, deren Schloss noch von kaiserlichen Truppen besetzt war, sich mit Tököly vertragen, und auf Befehl des Grosswessirs die Flossbrücke auf der Donau auszubessern begonnen habe. Er beschloss also durch eine rasche Bewegung die Stadt zu überrumpeln und selbst auf die Gefahr hin abgeschnitten und umgangen zu werden den Bau der Brücke zu hintertreiben. Diese Brücke war dem Wessir und Tököly durchaus nothwendig, um jene 12,000 Tataren, welche schon mehrere Male vergeblich die Donau zu forcieren sich anschickten, auf das linke Donauufer zu bringen und auf das Marchfeld loszulassen. Somit setzte der Herzog noch am Nachmittag desselben Tages (27. Juli) über die March, und nach einem Scharmützel mit dem Feinde, das bereits am linken Ufer stattfand, brachte er eine Viertelmeile von der Überfurt die Nacht im offenen Felde zu. Am 28. Juli durch den ganzen Tag und die folgende Nacht mit aller Behutsamkeit in geordneter Schlachtlinie vorrückend, kam der Herzog mit seiner kleinen Armee dicht vor Pressburg. Zugleich war es dem Prinzen Croy, der mit den Dragonern vorausgeschickt wurde, gelungen sogleich und ohne Schwertstreich in das Schloss zu gelangen, und mit der Besatzung sich zu vereinigen. Die Stadt unterwarf sich auf das erste Geheiss, und zögerte nur insolange, als hinreichen mochte, dass die aus 300 Mann bestehende ungarische Besatzung in das auf der östlichen Seite der Stadt liegende Rebellenlager entkommen konnte.

Am 29. Juli mit Tagesanbruch stellten sich die Rebellen und die Türken vor dem Lager in Schlachtordnung auf, auf dass man glauben sollte, sie wollten Widerstand leisten; in Wahrheit aber, um auf geschickte Weise das Lager abzubrechen und über den Fluss Waag gegen Neuhäusel zu entwischen. Herzog Karl ordnete vorsichtig die Reihen in vier Staffeln und beschloss die Schlacht zu liefern, indem er den Befehl gab auf einmal die ganze feindliche Schlachtlinie anzugreifen. Anfangs versuchten auch die Türken und die Ungarn den Anprall durch Scharmützel aufzuhalten, und unter kleinen Gefechten in Ordnung sich zurückzuziehen. Als aber der Herzog Karl das Scharmützeln den Seinigen untersagte, und mit der ganzen Fronte vorrücken liess, wurde der Rückzug der Feinde stets deutlicher und eiliger. Da erbat sich Lubomirski vom Herzog auf den Feind mit aller Kraft losschlagen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt, und der kampflustige Maltheser griff mit solchem Ungestüm an, dass trotz einem mannhaften Widerstand der Türken und Ungarn es ihm gelang durch combinierte Angriffe die Ungarn von den Türken zu trennen. So geriethen beide Theile in Verwirrung und ergriffen schliesslich nach drei Seiten peinlich die Flucht.

Die Türken wandten sich rechts längs des Donauarmes, wo viele in den Fluthen ihr Heil suchten; von den Ungarn warf sich ein Theil links in die Weinpflanzungen und Berge, Pferde und Gepäck zurücklassend; der grösste Theil wurde aber bis unter die Stadt Tyrnau verfolgt und vor sich gejagt. Das ganze türkische Lager und eine ansehnliche Beute fiel in die Hände des Heeres. So schildert der Herzog von Lothringen selbst die Schlacht in seiner Relation, die er seinem Schreiben an König Johann III. vom 31. Juli beilegt. Zum Schlusse sei mir gestattet einen Auszug aus einer anderen polnischen Relation anzuführen, deren leider namenloser Verfasser als Augenzeuge thätigen Antheil an der Action genommen hatte. »Tandem, sagt mein Gewährsmann, begannen sie bald sich zurückzuziehen; als diess Fürst Lubomirski sah, bat er den Herzog von Lothringen um die Erlaubnis die Feinde mit seinen Fahnen verfolgen zu dürfen, um von der Stärke des Gegners Kunde zu erhalten.

Als sie nun die Verfolgung anhuben und ihnen auf dem Fusse Herr Rittmeister Mroczek und Herr Krecz mit den Fahnen folgten, gelang es den Leuten des Fürsten Lubomirski, die sich zur Seite wandten, namentlich den Herren: Wiliki, Krogulecki und Kobocki einen angesehenen Türken den Schreiber Gwile-Bej gefangen zu nehmen. Aus seinen Geständnissen erfuhr man, dass wiewohl die Pascha von Eger und Warasdin als auch Tököly, deren Abtheilungen vereinigt waren, eine nicht geringe Macht beisammen hatten, sie dennoch die Geschütze in der Nacht voraussandten und keinen Widerstand zu leisten beabsichtigten. Es rieth nun Fürst Lubomirski sie mit der ganzen Macht anzugreifen und keine Zeit zur Aufstellung und Sammlung zu lassen. Er entbot somit zur Unterstützung der ersten Fahnen Herrn Modrzejowski, den Jägermeister der Wojewodschaft Sieradz, und Herrn Dymiszewicz, der gerade im rechten Augenblicke dem Herrn Mroczek Succurs leistete, der nach dreimaliger Umkehr im heissen Kampfe mit dem Feinde sich tummelte, und grosse Be-

weise seiner Mannhaftigkeit und Tapferkeit ablegte, indem er viele Türken niederhieb und einige lebendig gefangen nahm. In der Flanke griff mit dem Speere Modrzejowski den Feind an; ihm unterstützten die zur Reserve beorderten Fahnen des Obersten Grocholski und des Herrn Bielicki. Diese richteten nun durch ihren Angriff eine solche Verwirrung in den feindlichen Reihen an, dass dieselben jeden weiteren Widerstand aufgebend schimpflich die Flucht ergriffen. Als diess Fürst Lubomirski ersah, liess er den Rest seines Corps und alle polnische Fahnen auf den Feind los. Tandem griff das Regiment Tetwin's, des Kämmerers von Dorpat, und das Arkebusierregiment unter Oberstlieutenant von Butler so wuchtig an, dass die Türken sogleich von den Ungarn getrennt wurden; die Ungarn wandten sich links den Bergen zu, die Türken flohen rechts gegen die Donau.... Die polnischen Fahnen verfolgten die flüchtigen Türken in einem Athem bis an den Donauarm, hinter dem sie vor ihrem Lager, welches sie daselbst hatten, eine Weile stehen blieben, doch vor den Verfolgern bis hinter die Donau, das Lager aufgebend, sich zurückzogen. Ausser Gefangenen zählten die Türken über 200 Todte. Fürst Lubomirski erachtete es für unnöthig das feindliche Heer weiter zu verfolgen, und liess vor dem türkischen Lager Halt machen, welches dem polnischen Heere zufiel. Es wurde eine grosse Beute an Geld, Kleidungsstücken, Pferden, Zelten, Zugochsen, Rüstungen und verschiedenen Geräthe, von dem nicht einmal die Hälfte fortgeschleppt werden konnte, gemacht. Das Zugvieh allein, mit dem die Wagen bespannt waren, dürfte man auf mehrere Tausend veranschlagen, Schafe hingegen auf etliche Zehner von Tausenden, die dem deutschen Heere verfielen. Das ganze deutsche Heer bildete während dieser Affaire eine halbe Meile entfernt die Nachhut und nur zwei Dragonerregimentern dem des Schak und Strem wurde der Befehl gegeben eine Viertelmeile vorwärts zu rücken.«....

Die Bemerkung am Schlusse ist gar nicht als eitles Selbstlob eines polnischen Soldaten anzusehen, wie es jemand scheinen könnte, denn dasselbe bestätigen die Worte des Herzogs von Lothringen selbst, die wir nach der oben erwähnten Relation anführen wollen: »Toute la cavallerie de l'Empereur alloit avec fermeté et joy, mais l'action s'est passée seule entre les Polonois, qui n'ont rien laissé à faire aux Allemands. On ne peut assez se louer de la fermeté, de la vigueur, et de la conduite de Monsieur Lubomirski, et des Officiers et des Soldats du corps qu'il commande.« (Die ganze Cavallerie rückte wacker und lustig vor, doch die Action vollzogen die Polen allein, welche den Deutschen nichts zu thun übrig liessen. Man kann nicht genug loben die Festigkeit, die Energie und Führung des Herrn Lubomirski, als auch der Officiere und der Soldaten, die er befehligt).

Manche haben die Stärke des feindlichen Heeres, welches ins Feld geführt und geschlagen wurde, übertrieben, indem sie die Zahl auf 25, sogar 60,000 veranschlagen. Am wahrscheinlichsten ist die Angabe des Herzogs von Lothringen, der sie nach der Dimension des Lagers auf 16—18,000 sich belaufen lässt. Dies gewinnt noch mehr Wahrscheinlichkeit, als nach der Aussage der

Gefangenen Tököly mit der Artillerie und einem Theil Fusstruppen noch bei Nacht das Lager verliess und das Feld räumte.

Die Zahl der gefallenen Ungarn soll nahezu 1000, der Türken 200 betragen haben. Von den Polen und dem kaiserlichen Heere soll zur allgemeinen Verwunderung niemand gefallen noch verwundet worden sein. Die Vortheile des Sieges stellt am trefflichsten der Herzog von Lothringen in der citierten Relation zusammen, wo es heisst: »Ich habe alle Hoffnung, dass dieser Schlag Pressburg sichert, und die Communication aufhebt, welche ich zu fürchten allen Grund habe; ferner dass die Rebellen kaum sich dieser Armee je wieder entgegenstellen, sodann dass die Kräfte Tököly's um diese Ungarn sich vermindern, die nicht mehr zu ihm zurückkehren, endlich dass die zwischen ihm und den beiden Pascha entstandenen Mishelligkeiten für uns nicht ohne Nutzen sein werden.«

Der Herzog weilte nicht lange vor Pressburg. Nachdem er dort die Nacht zugebracht und alles, was zur Wiederherstellung der Brücke hätte dienen können, vernichtet hatte, zog er sich Tags darauf wieder auf das Marchfeld zurück und lag am 31. Juli bereits bei Marchegg, fünf Meilen von den zerstörten Donau-Brücken, wo General Schulz mit nur zwei Regimentern wachte, dass die Türken nicht über den Strom setzen. Schon aus den Bewegungen des Herzogs kann man ersehen, welch' verschiedene Sorgen ihn bald hin bald her zogen, und wie er an Kräften schwach diese ganze Strecke zwischen der Donau und der March, an deren Erhaltung es unendlich viel gelegen war, durch unablässige Märsche decken und schützen musste. Am 5. August war der Herzog bei Enzersdorf, anderthalb Meilen von Wien, am 6. wieder an der March, vierthalb Meilen von seinem früheren Lager. Wohl suchte er da wieder Tököly am Übergang zu hindern, der um sich bei den Türken neuerdings zu accreditieren und seine Ehre zu retten, die March forcieren wollte, wo er wie früher von den Polen, diesmal von Grocholski allein geschlagen und schimpflich zurückgewiesen wurde.

Der Herzog meldet von diesem Vorfall König Johann in seinem Schreiben vom 7. August wie folgt: »Geleitet von dem Streben, den Wünschen Euerer Königl. Majestät nachzukommen, erachte ich für nothwendig zu berichten, dass ich gestern, nachdem ich bei Angern an der March das Lager bezogen hatte, aus Feuer- und Rauchsäulen auf die Anwesenheit der Rebellen schloss, die die umliegenden Dörfer einäscherten. Als meine Vermuthung durch die Relation des Rittmeisters Fürsten Hermann von Lichtenstein bestätigt, und mir zugleich gemeldet wurde, dass die Zahl der Rebellen sich auf etwa 400 Mann belaufe, kommandierte ich eine 600 Mann starke Abtheilung Polen mit der Weisung, die Rebellen hinter einen im vorhinein bestimmten Punkt zu werfen. Zwei Meilen vom Lager stiessen sie auf 4000 nicht 400 derselben; griffen trotz ihrer unverhältnismässig geringen Zahl wacker an, und zwangen sie das Feld zu räumen. Österreichische Gefangene wurden den Rebellen entrissen, die ganze Beute abgenommen und nahezu 300 derselben getödtet. Einige hundert ungarische Pferde und zehn Feldzeichen wurden in das kaiserliche Lager gebracht. Erst spät Abends wurde ich über die eigentliche Stärke der Feinde aufgeklärt, und eilte

stehenden Fusses mit den Gepanzerten den Polen zu Hilfe. Aber es war bereits nach dem Gefechte, und ich traf sie auf dem Rückweg in das Lager. Es ist staunenerregend, dass sie trotz der feindlichen Haufen in der Fronte und im Rücken, dennoch so unerschütterlich fochten und weder der Übermacht wichen, noch mehr als 20 Todte und Verwundete einbüssten.«

Von demselben glorreichen Gefechte habe ich noch ein anderes Zeugniss, das aus einer polnischen etwas zu schwulstigen Feder fliesst. Da es aber einiges Einzelne giebt, will ich es hier anführen.... »Es kamen die Ungarn aufs Marchfeld und wollten es brandschatzen; da aber unser Heer in der Nähe war, kommandierte der Herr Cavalier Herrn Grocholski mit 1000 Reitern ab, welcher auf 3500 Ungarn an der Furt stiess. Er griff sie, zwei Fahnen in der Reserve behaltend, an. Die Ungarn stellten sich tapfer und drangen auf den Herrn Grocholski; da shokierten die zwei Fahnen, Herr Grocholski wandte sich auch mit den andern, und die Ungarn sogleich sich verwirrend ergriffen die Flucht. Es wurden 700 der Fliehenden niedergemacht und auch einige angesehene Persönlichkeiten sind in diesem Gefechte gefallen. Diese Abtheilung der Ungarn stand unter dem Oberbefehl Petroci's.«

Bei Angern lagerte der Herzog von Lothringen 14 Tage d. i. seit 19. August, und wenn er innerhalb dieser Tage Streifzüge unternahm, so kehrte er stets nach Angern zurück. Aus dieser Zeit besitzen wir nämlich einige Briefe an König Johann, an den Kron-Feldherrn Jablonowski, an den Feldhauptmann Sieniawski, und zwar alle von Angern aus. Innerhalb dieser zwei Wochen haben die Türken durch Approchen die Ravelinen vor zwei Bollwerken Wiens genommen, und unter unablässlichem Geschützfeuer und Sturmlaufen brachten sie ihre Approchen und Minen bereits im Festungsgraben arbeitend den Wällen und Mauern stets näher. Die Stadt hatte sowohl durch den Feind als auch durch Krankheiten bedeutende Verluste erlitten, die stets drohender wurden; es liess sich auch Mangel an gesunder Kost, und insbesondere an Munition und Granaten verspüren. Die Stadt musste gewaltig umschlossen und bewacht worden sein, weswegen es überaus schwer sein mochte durch das türkische Lager sich zu schleichen, sobald der Herzog von Lothringen, seitdem er sich hinter die Donau zurückgezogen hatte, d. i. seit 22. Juli bis 13. oder 14. August, von den Belagerten keine Nachricht erhalten konnte. Die erste Nachricht vom 8. August überbrachte dem Herzog der Lieutenant Gregorowicz, und ihm fast auf dem Fusse folgend Kulczycki einen Brief vom Grafen Zdenko Kaplirz mit einem Postscript Starhenbergs selbst, der an der in der Stadt bereits wüthenden Ruhr erkrankt war. In beiden Briefen schildern die Vertheidiger die Fortschritte der Türken, die eigene Bedrängniss, und die stets wachsende Gefahr. Mit diesen Berichten schickte der Herzog an den König Johann III. den General Caraffa ab, und legte seinerseits ein Schreiben unter dem Datum vom 15. August bei, worin er um Beschleunigung bittet, und unter andern sagt: »Desshalb bitte ich Euere Königliche Majestät inständigst, den Zug zu beschleunigen, und zu uns persönlich mit den ersten Abtheilungen des Heeres zu stossen, um unter der

Führung Euerer Königlichen Majestät der in Gefahr schwebenden Stadt Hilfe zu leisten.«

Es wuchs die Angst um Wien und mit ihr die Unruhe und schwere Sorge des kaiserlichen Feldherrn. Einen Brief nach dem andern schickte er an den König und die Feldherrn ab; mahnte zur Eile die zwar anrückenden aber noch sehr weit entfernten Hilfstruppen aus Böhmen, Sachsen und Baiern. Keines der verbündeten Heere war zur Zeit näher als 40 Meilen von Wien und die eigenen kaiserlichen Truppen, welche aus Tirol und Schwaben heranzogen, kamen nicht genug eilig, und waren überdies zu schwach, als dass der Herzog nur mit ihrer Hilfe Wien zu entsetzen hätte hoffen können. Er lag jedoch vor Angern nicht unthätig; wenigstens aus einer Äusserung, die in der dem Schreiben vom 7. August beigelegten Relation sich findet, geht mit aller Sicherheit hervor, dass er nicht aufhörte von der March an die Donau Streifzüge zu machen, und beide Flüsse gleichzeitig zu bewachen. Die Relation schliesst nämlich der Berichterstatter mit folgenden Worten: »Da die Türken abermals bei den Wienerbrücken den Versuch gemacht über die Donau zu setzen, so rückte Herzog von Lothringen in jene Gegend, um daselbst Ordnung zu machen; hierauf kehrt er wieder an die March zurück, um da die Ankunft des Entsatzheeres abzuwarten.« Es lässt sich leicht begreifen, dass während dieser höllischen Angst und Unruhe und des schmerzlichen Säumens mit der Hilfe, in der Umgebung des Herzogs in Folge der Ungeduld und der Verzweiflung Stimmen sich geltend machen mussten, welche ihm riethen auf die Hilfe der säumigen Verbündeten nicht fürder zu warten, sondern mit den Kaiserlichen allein auf die Türken sich zu werfen. Österreichische Quellen erwähnen, nicht ohne Ruhmredigkeit *), ausdrücklich von dergleichen Einfällen und Rathschlägen. Es schreibt auch der vertraute Freund des Herzogs von Lothringen Graf Franz Taaffe in einem Briefe vom 17. August aus Angern an seinen Bruder Lord Carlingford: »Der König von Polen rückt auch mit 23—24,000 Mann heran; wir haben im Augenblicke nahezu 23,000 Mann kaiserliche Truppen, mit denen wir gegen Ende dieses Monates Wien zu entsetzen oder daselbst zu Grunde zu gehen entschlossen sind. Sollte der König von Polen seine Ankunft verzögern oder die Stadt zu gewaltig bestürmt werden, so werden wir selbst ihre Erlösung versuchen« **). Dergleichen Pläne und Rathschläge wurden wahrscheinlich erwogen, und vielleicht ihnen zu Liebe ist der Herzog von Lothringen von Angern gegen Wolkersdorf, in dessen Briefen Vogelstorf genannt, in der Richtung nach Tuln und Krems aufgebrochen. Aber zur Ausführung dieser verzweifelten Rathschlüsse, was zum höchsten Ruhme des Herzogs gesagt sein mag, ist es glücklicher Weise nicht gekommen. Eine desto höhere Anerkennung und ein desto glänzenderer Ruhm

*) Vrgl. Camesina S. 111.

**) Aus den nur als Manuscript gedruckten, und nicht allgemein veröffentlichten Memoiren der Familie Taaffe, die ich der Munificenz Sr. Excellenz des Herrn Minister-Präsidenten innigst verdanke. Anmerkung des Autors.

gebührt ihm dafür, dass er sich von ruhiger und klarer Überlegung leiten liess, und bei dem einmal gefassten Plane, die Situation zu retten und den Entsatz zu erwarten, standhaft verharrte, als wenn er der Angst um das Schicksal der Stadt und vielleicht auch den Einredungen der minder klar blickenden und überlegenden nachgebend mit Tollkühnheit auf den zehnfach stärkeren Feind sich geworfen hätte, was unglücklichen Falls den ganzen Feldzug verderben, und die Monarchie zu Grunde hätte richten können. Auf dem Marsche nach Tuln ist der Herzog bis zu dem zwei Meilen entfernten Stockerau vorgedrungen, als er erfuhr, dass die Türken und Tataren auf dem linken Donauufer einen neuen Überfall gewagt haben. Er wandte sich sogleich gegen sie, und noch an demselben Tage am 24. August, stiess er in der Gegend der Wiener-Brücken auf die feindlichen Heerhaufen, welche er ungesäumt muthig angriff und nach einem heissen Gefechte zurückwarf und in die Flucht jagte. Ausser Kochowski, welcher augenscheinlich nach polnischen Berichten die Beschreibung dieser Schlacht ohne selbst das Datum anzugeben, aufsetzte, habe ich vor mir die Beschreibungen zweier anderer im höchsten Masse competenter Gewährsmänner, welche nicht nur Augenzeugen waren, sondern selbstthätig an den Ereignissen dieses Tages Theil genommen. Es ist niemand geringerer als der Herzog von Lothringen selbst und dessen Waffenbruder Graf Taaffe. Ausführlich schildert die Schlacht der bereits genannte Graf Fr. Taaffe in seinem Briefe, den er Tags nach der Schlacht von Kornenburg schrieb. Eine Stelle aus demselben lautet:

...... »Gestern lagerten wir vor Stockerau, wo uns die Kunde zukam, dass eine bedeutende Abtheilung Türken und Tataren über die March gegangen sei; die Wahrheit der Aussage bestätigte der Brand von fünf oder sechs Dörfern, welche wir einige Meilen von unserem Lager in Flammen sahen; es ist nämlich wilder Brauch dieser Barbaren alles auf dem Wege niederzubrennen. Der Herzog beschloss also geradeswegs mit 10,000 Mann gegen sie zu rücken; wir trafen ihrer nahezu 12,000 in aufgestellter Schlachtlinie in der Nähe der Wienbrücke. Der Herzog griff persönlich am rechten Flügel an, wo die Türken durch einen rasenden Anprall unsere polnischen Truppen in Verwirrung brachten, doch bald suchten sie vor unserer deutschen Reiterei, die Succurs leistete, das Weite, und liessen 300 der ihrigen auf dem Platze; überdies verloren sie noch andere 500 Mann, welche vom Grosswessir auf das jenseitige Ufer der Donau in Booten gesetzt wurden, in denen sie auch zu fliehen vermeinten; aber ein plötzlicher Angriff bewirkte, dass der grösste Theil von ihnen im Flusse ertrank uns die Pferde als Beute zurücklassend. Unser rechte Flügel lehnte sich an einen kleinen Wald, der von mir geführte Linke zog sich nach der Ebene hin. Als dies der Feind sah, entsandte er sein Hauptcorps gegen uns, um zu gleicher Zeit im Rücken und in der Flanke anzugreifen. Aber der Herzog Ludwig von Baden schickte uns eine Reiterabtheilung vom rechten Flügel zu Hilfe; der Feind verzweifelte nun am Gelingen, als er mehrere seiner Angriffe mit Verlust zurückgewiesen sah, und ordnete seine Abtheilungen auf einem

mässigen Hügel in der Entfernung eines Musketenschusses derart, dass er die möglichen Reserven vor uns maskierte. Zu derselben Zeit, als jene zum Angriff sich zu rüsten schienen, stahlen sich etwa 150 desperate Türken und Tataren, nachdem sie eine Lücke zwischen unseren Eskadronen und dem rechten Flügel ersehen hatten, hinter das Wäldchen, und griffen uns im Rücken an; aber ich entbot von unserem Hintertreffen zwei Eskadronen, welche sie schnell zerstreuten und wenige unversehrt entfliehen liessen. Wir meinten, der Feind würde die Verwirrung benützen und sich auf uns mit seiner ganzen Macht werfen; doch es kam anders, denn er brauchte die Gelegenheit zur Rettung durch eilige Flucht. Es öffneten sich uns erst nachher die Augen, dass ihre auf dem oben erwähnten Hügel aufgestellten Abtheilungen nur eine Maske für den Rückzug des übrigen Heeres bildeten. Es wäre auch vergeblich sie mit Kürassieren zu verfolgen, denn man kann sie im offenen Felde nicht erreichen, indem sie nie zusammenhalten und überaus geschickt und schnell fliehen ohne grössere Massen zu formieren, ausser wenn es ihnen gelegen kommt. Unsere Polen konnten sie verfolgen, aber wahrscheinlich wollten sie es nicht. Der Herzog hingegen bedenkend, dass die Türken von Tököly, welcher vor einigen Tagen an der March lagerte, unterstützt werden könnten, hielt es nicht für gerathen sie weiter zu verfolgen, sondern eher der grossen Sache, die gerade im Spiele war, sich zuzuwenden. Der Feind liess auf der Wahlstatt ausser den Todten noch eine Menge Kessel und über 20 Fahnen zurück. Der Herzog bewies in diesem Kampfe ausserordentlichen Muth und Kühnheit, doch setzte er sich persönlich zu sehr aus, was er auch sonst oft, ja bei jeder Gelegenheit thut.« .....

Kürzer und allgemeiner, doch klarer und von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet ist die Schilderung desselben Gefechtes, welche der Herzog von Lothringen selbst in einem Briefe an König Johann vom 26. August giebt. Es mag hier der einschlägige Abschnitt folgen: ..... »Ich hatte die Absicht, wie ich es Euerer Königlichen Majestät bereits berichtet, mich nach Tuln zu begeben, um von dort aus die Wege und die zum Schlagen von Lagern und Brücken geeigneten Plätze näher zu prüfen. Doch als ich eben am 24. d. M. von Stockerau aufzubrechen gedachte, kam die Nachricht, dass die Rebellen an der March stehen, und ein starker Haufe Tataren ihnen vorauseilend bereits an der Wienbrücke halte. Dies bewog mich den Plan und die Richtung des Marsches zu ändern. Nachdem ich nun dem General der Artillerie Grafen Lesle die Weisung gegeben bei Tuln die Brücke zu schlagen, beschloss ich selbst an diesem Tage an die Wienbrücken zu ziehen, um den Anmarsch des polnischen Heeres unter der Führung des Wojewoden von Wolhynien zu sichern. Während des Marsches wurde mir gemeldet, dass der Feind auf den an die Wienbrücken anliegenden Feldern sich aufgestellt habe, wo ich ihn anzugreifen für nöthig erachtete.

Die Türken suchten beim Anblick des anrückenden kaiserlichen Heeres dem Angriff desselben zuvorzukommen, und warfen sich mit der 3000—4000 Mann starken Vorhut, während der Rest des Heeres, nach der Aussage der

Gefangenen an 10,000 Mann, in Schlachtordnung stand, mit solchem Ungestüm zu gleicher Zeit auf unsern rechten und linken Flügel, dass sie durch die Lücken zwischen den einzelnen Abtheilungen beide Reihen bis zum Tross durchdrangen. Aber der Rückzug kam ihnen theuer zu stehen und viele bezahlten das Wagnis mit dem Leben; die übrigen dies sehend suchten ihr Heil in der Flucht. Ein Theil floh der March zu, ein anderer von den Verfolgern geängstigt trachtete die Donau zu erreichen und in ihren Fluten Rettung zu suchen, wobei sie ihre Waffen, das Gepäck und die Pferde im Stiche liessen. Wir erbeuteten 25 Feldzeichen und einige hundert türkische Rosse.

Da mir bekannt war, dass an der March ein anderer Theil Rebellen stehe, ersuchte ich den Herrn Wojewoden von Wolhynien, dass er am 27. d. M. bei Wolgestorf mit mir zusammentreffe, auf dass wir uns dort gemäss den Bewegungen der Rebellen über den Angriff auf den Feind verständigen könnten. Ich fand nämlich im polnischen Soldaten einen solchen Muth, was auch die gestrige Affaire im eminenten Grade bewiesen hatte, dass wenn es auch mit einem an Zahl überlegenen Feinde zum Kampfe kommen sollte, ich nach Vereinigung der Kräfte bei sich darbietender Gelegenheit ohne Bedenken losschlagen würde.«

Es war dies das letzte grössere Gefecht des herzoglichen Heeres mit den Türken vor der Entscheidung bei Wien; es werden nämlich ferner nur kleinere Scharmützel der Generäle Hallweil und Heusler unter dem 28. und 29. August an den Donaubrücken von den Chronisten verzeichnet. Von nun an beginnt ein neuer Abschnitt der kriegerischen Unternehmungen im grösseren Massstabe.

Der Herzog von Lothringen hatte seine Aufgabe glänzend gelöst: die Länder, in denen sich die Hilfstruppen sammelten, blieben gedeckt; der Weg, den der Bundesgenosse kommen sollte, stand frei; überdies war das Heer nicht nur nicht gemindert, sondern sowohl an Geist erhoben, als auch an Zahl gemehrt. Es war dies in Wahrheit ein grosser strategischer Sieg, an dem der Lothringer sechs lange Wochen gearbeitet. Dabei musste er Tag für Tag kämpfend und Gefahren sich aussetzend alle erdenklichen Mühen tragen, deren drückendste wohl die Verantwortlichkeit für die Integrität der gewichtigsten Angelegenheiten war. Wer konnte damals den göttlichen Rathschluss ahnen, dass er das beinahe schon vergehende Österreich mit solcher Umsicht, Tapferkeit und Aufopferung vertheidigend zugleich für die eigenen Urenkel und ihre spätesten Nachkommen eine Reihe einstmal aufblühender Königreiche und Länder vertheidigte!

Der Marsch des polnischen Heeres.

Als König Johann III. zu Wolborz von der schon eine Woche dauernden Belagerung Wiens am 22. Juli die erste Kunde erhielt, war das polnische Heer auch seit eben solange von dem Lager bei Trembowla bereits aufgebrochen, und

auf dem Zuge gegen Westen begriffen. Der König richtete auch sogleich ein langes nicht ganz vorwurfsfreies Schreiben, dass er seit der Eröffnung des Feldzugs bis nun vergeblich Nachrichten über den Gang der Dinge entgegensehen, an den Herzog von Lothringen, worin er Antwort auf verschiedene den Krieg und dessen Führung betreffende Fragen verlangt, seine Pläne und Rathschläge entwickelt, zugleich aber die Hilfsleistung so sehr als möglich zu beschleunigen verspricht. In diesem Briefe äussert er sich auch ganz unumwunden, wie sehr es ihm an der Erhaltung Wiens gelegen ist. »Wien ist für mich, schreibt der polnische König, von so grosser Bedeutung, dass ich es über Krakau, Lemberg und Warschau setze; deshalb will ich jeden Augenblick des Tages und der Nacht lediglich darauf verwenden, um mit Gottes Hilfe die christliche Sache zu unterstützen, die durch die drohende Lage der Stadt in der grössten Gefahr sich befindet.« Somit zog er in Eilmärschen nach Krakau, um die Concentrierung der einzelnen Heeresabtheilungen zu beschleunigen, alles für den Feldzug vorzubereiten und zu besorgen, eine Regenz für die Zeit seiner Abwesenheit anzuordnen, endlich durch das Gerücht, der König sei wirklich auf dem Zuge begriffen, alle anzueifern und unter seine Zeichen zu scharren. Ein Theil auserlesener Truppen unter dem Befehl des Feldhauptmanns Nikolaus Sieniawski musste wohl bedeutend vorausgeeilt sein, wenn ihn der König bei seiner Ankunft in Krakau bereits zu treffen vermeinte, und unverzüglich vorwärts zu schicken versprach. Łaźniński mit zehn Reiterfähnlein und einem Regiment Dragoner wurde geradeaus nach Biala kommandiert. Überhaupt erhärten alle Zeugnisse aus jener Zeit die grösste Bereitwilligkeit; und sonst häufig vorkommende Klagen über die Schwerfälligkeit der Truppen werden diessmal nirgends laut. Es ist kein Grund da, einerseits anzunehmen, die Abtheilgen seien nicht vollzählig gewesen, andererseits in das specielle Verzeichniss aller Fahnen und Regimenter des gesammten für diesen Feldzug ausgelesenen Kronheeres, (was mir zu meiner höchsten Freude in den Heften Naruszewicz's zu finden gelang), ein Mistrauen zu setzen, zumal nicht die durch den Reichstag bestimmte Heereszahl wiederholt, sondern behufs Berechnung der Werbungskosten und des Soldes wohl die Summe der wirklich Geworbenen angegeben wird. Es weist das Verzeichnis nicht die durch das scriptum ad archivum bestimmte Stärke von 36,000 Mann vollzählig auf, welche im Verein mit den 12,000 lithauischen Truppen die in dem Vertrage bestimmte Zahl von 40,000 Mann überstiegen hätte, doch weist es immerhin die ansehnliche Ziffer von 34,400 Besoldeten. Wofern man aber erwägt, dass jeder Ritter wenigstens einen, oft auch mehrere Trossbuben mit sich führte, wofern man dann die Geschützbedienungsmannschaft und das Fuhrwesen hinzurechnet, so darf man mit aller Zuversicht annehmen, dass schon die für diesen Feldzug in Bewegung gesetzten Truppen der Krone allein die durch den Vertrag garantierte Anzahl nahezu erreichten, — endgültig, was am wichtigsten ist, die Aufgabe vollkommen lösten, was wohl hinreichen kann. Das Verzeichniss weist aus:

Husaren	unter	35	Fahnen,	3,500	Pferde
Gepanzerte	»	91	»	10,960	»
Arkebusiere	»	5	»	500	»
Leichte Reiterei	»	34	»	2,860	»
Dragoner		8	Regimenter	3,440	»
			Zusammen	21,260	Pferde.

Fussvolk	37 Regimenter	Mann	12,620	13,140
»	4 ungarische Fahnen	»	520	
			Gesammtsumme	34,400 Mann.

Auf des Königs, der Königin und der Prinzen Namen allein dienten 3,770 Mann. Die Namen anderer Inhaber einzelner Fahnen und Regimenter kennen zu lernen, wäre vielleicht nicht ohne alles Interesse, doch das würde uns im Augenblicke zu weit führen. Im Verzeichnis stehen ausser den Feldherrn und einigen Bischöfen von den lauteren Namen vier Lubomirski, zwei Czartoryski, fünf Potocki, je zwei Zamoyski, Prażmowski, Opaliński, Cetner, Morstin, ein Denhof und ein Sapieha, namentlich Nikolaus, der als Wojewode von Bracław zur Krone gehörte; es finden sich aber auch andere genannt, welche wenn sie auch keine so lauten, so doch dem Volke nichts desto weniger theuere und verehrliche Namen führen, wie Gałęzowski, Cieszkowski, Biełowski. Es ist uns auch anderweitig bekannt, dass die Artillerie der Krone unter der Führung ihres ausgezeichneten Generals Kącki 30 Geschütze zählte, und sich vor Wien wacker benahm. In ansehnlicher Zahl und unter ausgezeichneten Führern trat also das polnische Heer den Feldzug an.

Der Sommer dieses Jahres war, wenigstens in seiner ersten Hälfte, heiss und trocken; es meldet davon ein Universal-Ausschreiben de datto Wilanów den 18. Juni, worin der König »in Folge starker Dürre« Misernte und Hunger im Lande befürchtend, die Getreideausfuhr untersagt. Auf trockenen Pfaden also war das Heer um Krakau und sodann in Schlesien zusammengekommen. Der König, nachdem er früher vor dem wunderbaren Gnadenbilde der h. Jungfrau zu Tschenstochau unter ritterlichen Gelübden seine Schwertscheide niedergelegt hatte, liess sich seinem Versprechen gemäss die Zurüstungen und die Beschleunigung des Feldzuges bei Tag und Nacht angelegen sein. Druszkiewicz und Mężyński wurden in die Ukraine entsendet, um Kosaken anzuwerben, über die der König später an der Donau, da sie zur Zeit, wo er sie am vortheilhaftesten zu verwenden gedachte, nicht angerückt kamen, sich so sehr beschwerte. Er ordnete die Grenzvertheidigung gegen Ungarn, indem er sowohl die anliegenden Burgen als auch die Gebirgspässe besetzte, und an Tököly die Drohung ergehen liess, dass er für ein in Polen verbranntes Dach nach Ungarn ihn zu versengen rücken würde, wie ehemals Georg Lubomirski dem Rakoczy in Siebenbürgen gethan. Die innere Staatsverwaltung, insoweit sie der königlichen Macht unterstand, legte er in die Hände des Senats, der sammt der Königin und dem

Hofe in Krakau residieren sollte; das oberste Commando über die Landesvertheidigung vertraute er als erstem weltlichen Senator dem Kastellan von Krakau Andreas Potocki, indem er ihm am Tage des Aufbruchs von Krakau in einem Briefe »das General-Commando und die oberste Regierungsgewalt in allen die Sicherheit des Vaterlandes betreffenden Angelegenheiten« übermittelte.

Voraus schickte er auf dem der mährischen Grenze näher gelegenen Pfade, während das Heer weiter ab von der Grenze marschierte, den Feldhetman Sieniawski mit einer auserlesenen Reiterabtheilung, welche wohl die Bestimmung hatte, die linke Flanke des Hauptheeres gegen die von Oberungarn durch Mähren möglichen Überfälle Tököly's und der Türken zu decken. Dass der König die Möglichkeit eines solchen Überfalles zuliess, und auf dessen Abwehr gefasst war, beweist der Umstand, dass er später, als er bereits »Brünn« passiert hatte, den Nachfolgenden diessbezüglich Vorsicht einschärfte, indem er schreibt: »Von Tököly lässt sich gar nichts hören, auch die Tataren haben sich verflüchtigt, und man hat bis jetzt keine genaue Kunde von ihnen. Sobald wir die Brücke passieren, müssen die uns folgenden sehr behutsam ziehen, und in einem weiten Bogen den gerade nach Wien führenden Heerweg umgehen.« Schon diese kluge Behutsamkeit und der wohl überlegte und vom glücklichen Erfolge gekrönte Marsch von der Weichsel an die Donau sollte diejenigen, welche in König Johann nur einen tüchtigen Recken zu sehen sich gewöhnt haben, eines andern belehren. Falls sie aufmerksamer und gründlicher die lange Reihe seiner Vorkehrungen prüfen, die Voraussicht aller möglichen Kriegszufälle und die für jeden einzelnen vorher bestimmten Massregeln überlegen, die Wahl des im entscheidenden Momente zum Ziele am sichersten führenden Weges würdigen, das umsichtsvolle Abschätzen und Abwägen des Feindes von weitem, und das unerschrockene Entgegentreten aus der Nähe einsehen wollten, so würden sie ohne Zweifel mit mir die Überzeugung theilen, dass er ausser persönlichem Muth und reckenhafter Tapferkeit auch einen ausgezeichneten Geist, einen scharfen und durchdringenden Verstand hatte, der durch Wissenschaft und Erfahrung gebildet, weite Horizonte umfassen, und in der Ausführung die kleinsten Details geschickt und gewandt durchzuführen vermochte. Auf allen Stufen, die ihn das Schicksal führte, ragte er unter den Mitlebenden hervor: als Soldat, Feldherr und König; Miles, Dux, Rex.

Der Kronfeldherr Jablonowski rückte mit dem Hauptheer bei Tarnowitz über die Grenze Schlesiens, und als sich das Gerücht allgemein verbreitet hatte, der König werde ganz gewiss in höchst eigener Person an dem Feldzuge sich betheiligen, eilten auch jene, die bis zum Augenblicke noch den Herd hüteten, unter die Fahnen. Der König machte sich indessen in Krakau zu schaffen, bis der Feldherr ein Heer von 25,000 Mann beisammen hätte. Auch seinen ältesten, damals sechzehnjährigen Sohn Jakob nahm der König mit ins Feld, vorgeblich auf dessen eigene Bitte und um ihn frühzeitig mit dem Kriegswesen vertraut zu machen, in Wahrheit aber, um ihn der Welt und dem Kaiser ins Gedächtnis zu bringen und zu empfehlen. Übrigens hat auch der König selbst nicht viel

älter die kriegerische Laufbahn angetreten, denn 19 Jahre alt führte er eine Rotte bei Zborów, und im zwanzigsten hat er sich bereits bei Beresteczko ausgezeichnet. Der jugendliche Prinz hat auch die väterlichen Erwartungen nicht getäuscht, denn er liess während des Feldzuges weder Weichlichkeit noch Furcht blicken; im Gegentheil, von Tarnowitz bis an die Donau ritt er stets an der Seite seines königlichen Vaters, (während ihnen der Wagen leer nachfolgte), ohne ihn auf einen Augenblick zu verlassen, und erwarb sich tapferen Ruhm. Es führte der Prinz auch ein Tagebuch in lateinischer Sprache, welches bis heutzutage im Museum der Fürsten Czartoryski aufbewahrt im Original sich vorfindet.

Am 15. August begab sich der König von Krakau zum Heere; die Königin mit ihrem Hof geleitete ihn bis ins Lager, das bei Tarnowitz aufgeschlagen war. In derselben Zeit näherten sich die Türken durch Approchen den Mauern Wiens, Starhemberg hat schon Tags zuvor Kulczycki mit einem Schreiben, worin er um Entsatz nachdrücklich bittet, entsendet, und von den lithauischen Truppen kam die Nachricht, dass sie unter Praga über die Weichsel setzen sollen. Anfangs gieng die Reise sehr langsam, woran der Tross der Königin wohl die Schuld tragen mochte, und das königliche Paar erreichte erst am sechsten Tage d. i. am 20. August das zwölf Meilen von Krakau entfernte Tarnowitz. Wohl kam dem ritterlichen Könige der Abschied von seinem »liebsten« und noch immer »schönsten Mariechen« schwer, denn Gott allein konnte wissen, ob zum Wiedersehen....; ausserdem hatte er eine übertriebene Vorstellung von der Stärke der Besatzung Wiens und der Standhaftigkeit der Vertheidiger, auf die er grosse Stücke hielt und unerschütterlich glaubte, sie würden bis zu seiner Ankunft ausharren. Glücklicherweise hat er sich nicht getäuscht. Als aber am 22. August nach vorgenommener Heerschau die Königin nach Krakau zurückkehrte und als General Caraffa, vom Herzog von Lothringen am 15. August mit einem Schreiben entsendet, zugleich die diesem Briefe beigelegte dringende Bitte des Grafen Kaplirz vom 8. und 12. d. M. überbrachte, zögerte der König nicht länger, und rückte mit dem ganzen Heere in stets eiligeren Märschen vor. Noch an demselben Tage d. i. am 22. August war er mit dem Heere bis Gleiwitz drei Meilen gerückt; am 23. machte er $2\frac{1}{2}$ Meilen bis Ruda, am 24. wieder $2\frac{1}{2}$ Meilen bis Ratibor. Hier trennte sich der König mit einer Abtheilung leichter Reiterei vom Gesammtheere, und eilte voraus. Dazu vermochten ihn hauptsächlich zwei Gründe: einmal das inständige Anliegen des Herzogs von Lothringen so schnell als möglich persönlich zu erscheinen, sodann die Unruhe, Sieniawski würde sich einer zweimaligen Aufforderung des Herzogs Folge leistend, mit dem kaiserlichen Heere vereinigen, was zu einem voreiligen Schritte ohne auf den König und das übrige Heer zu warten, die Veranlassung geben könnte. Wie eilig es dem Herzog von Lothringen war, kann man aus seinem Briefe vom 15., dem er auch die Nachrichten aus Wien vom 8. und 12. beifügte, und einem andern vom 19. d. M. entnehmen. Diese beiden Briefe sind so wichtig und so charakteristisch, dass ich trotz dem Streben kurz zu sein,

nicht umhin kann, sie vollinhaltlich mitzutheilen, zumal sie das Verhältnis zwischen dem Herzog von Lothringen und König Johann III zeichnen. Dies der erste in lateinischer Sprache abgefasste Brief: »Serenissime: Aus den am 8. und 12. d. M. von Wien übersandten Briefen dürften Euere Königliche Majestät ersehen, in welchem Zustande sich Wien befindet, und wie es unerlässlich ist der Stadt so schnell als möglich zu Hilfe zu eilen. Es sind bei der Vertheidigung bereits die vorzüglichen Oberste, der oberste Kriegsarchitekt, und der Artilleriezeugmeister gefallen; es lässt sich also befürchten, die Gefahr sei näher als man sonst glaubte, was übrigens Euere Königliche Majestät aus dem Munde des Generals Caraffa und den Relationen des Fürsten Lubomirski zu erfahren geruhen. Deshalb richte ich an Euere Majestät die inständige Bitte den Marsch zu beschleunigen, und mit den allerersten Abtheilungen persönlich zu erscheinen, auf dass wir unter der Führung Euerer Königlichen Majestät der hart bedrängten Stadt zu Hilfe eilen und die christliche Welt von dem türkischen Joche bewahren könnten. Überdies sollen Euere Königliche Majestät von dem oben erwähnten Grafen Caraffa den Inhalt unseres bezüglich Wiens abgehaltenen Kriegsrathes erfahren, und von den Vorkehrungen, welche wir zum Zwecke der Vorbereitung der Mittel für die Operationen der christlichen Heere vorzunehmen gedenken, Einsicht nehmen, auf dass nichts in dieser Beziehung Euerer Königlichen Majestät geheim bleibe, was, wie ich hoffe, zur glücklichen und erfolgreichen Entsetzung Wiens, und dadurch zur Erhöhung des Namens und Ruhmes Euerer Königlichen Majestät beitragen dürfte. Zur Zeit alles Glück und Heil wünschend etc. etc.«

Vier Tage später am 19. August schreibt der Herzog sich auf Caraffa berufend, welcher »in meinem Namen alles berichten wird, und vor allem Euere Königliche Majestät bitten soll, dass Euere Königliche Majestät in Person, deren Gegenwart allein ich über ein grosses Heer setze, so schnell als möglich zu erscheinen geruhen« — wie folgt:.... »Obgleich den vorgestern vom Stefansthurme gegebenen Zeichen zu entnehmen ist, dass sich endlich doch einer von meinen zahlreichen Boten durch das türkische Lager nach Wien geschmuggelt hatte, und obgleich ich gerne mich der Hoffnung hingebe, dass den Belagerten dadurch der Muth und die Ausdauer gewachsen ist, so kann ich doch nicht verheimlichen, dass mich die Krankheit des Grafen Starhemberg besonders bekümmert sowohl mit Rücksicht auf seine ausserordentliche Umsichtigkeit, als auch auf das unumschränkte Vertrauen, welches die Bevölkerung Wiens in seine Unerschrockenheit setzt. Es bekümmert mich auch der Tod des obersten Kriegsarchitekten, denn ich weiss nicht, durch wen man diese beiden Männer würdig ersetzen könnte.«....

»Seit der Abreise des Grafen Caraffa kam mir keine neue Kunde von dem Marsche unserer deutschen Verbündeten; ich kann nur muthmassen, dass die Sachsen und Franken irgend bei Linz sein dürften. Es fehlt uns nur Euere Königliche Majestät, um das für den christlichen Kaiserstaat so dringend nothwendige Werk in Angriff zu nehmen; es werden mir somit Euere Königliche

Majestät nicht für übel nehmen, dass ich durch wiederholte und inständige Bitten sowohl Euere Majestät als auch dessen glorreiches Heer zur Eile auffordere.«.... Damit war es aber noch nicht abgethan; auch ein dritter Brief des Herzogs vom 21. August, dem ein Schreiben Starhembergs datto Wien den 18. August beilag, mochte wahrscheinlich schon den 24. d. M. zu Ratibor dem Könige zugekommen sein. Es drang also bereits fast unmittelbar Starhembergs Hilferuf zum Könige, aus dem trotz allem mannhaften Stolze, den Starhemberg im ganzen Tone zu behaupten trachtet, klar die Befürchtung für Wiens fernere Vertheidigung hervorgeht, wie dies aus einem Absatze am Schlusse, der bedeutsam genug allein in Chiffern gesetzt ist, ersehen werden kann. Dieser Absatz lautet: »Aber ich flehe auch Euere Durchlaucht den Entsatz so viel als möglich zu beschleunigen, denn eine so angestrengte Vertheidigung kommt nur durch bedeutende Menschenopfer zu Stande; ausserdem mangelt es bereits an Anführern und Officieren, und auch an Kriegsvorrath beginnt es zu fehlen.«....

Solche Nachrichten und Aufforderungen zur Eile kamen vom Herzog von Lothringen; auch war es dem Könige nicht unbekannt, dass Sieniawski vom Herzog schon am 6. August zur Beschleunigung des Marsches durch Mähren, und zur möglichsten Vereinigung aufgefordert und diesbezüglich bestürmt wurde, was sich jedoch der König nicht im mindesten wünschte. Dies gesteht er selbst in seinem Briefe (den 25. August) an die Königin: »Ich beeile mich deshalb so sehr, weil der Herr Hofmarchall (H. Lubomirski) ausserordentlich in den Herrn Wojewoden von Volhynien (Sieniawski) dringt sich mit ihm und dem Herzog von Lothringen zu vereinigen: in demselben Sinne schreibt auch der Herzog an ihn, wohl um etwas vor uns wegzuhaschen oder auch zu verderben. Indem ich nun befürchte, sie könnten etwas Unzukommendes vornehmen, oder was Gott behüte, übereilig handeln, oder auch nur um den Ruhm zu haben, dass auf die blosse Nachricht von der Vereinigung der Polen mit den Deutschen der Feind das Feld geräumt hat: eile ich, so schnell es eben geht.«

Solcher Ursachen halber verliess der König bei Ratibor die schwereren Truppen, deren Führung er dem Kronfeldherrn anvertraute, und zog an der Spitze leicht Bewaffneter in Eilmärschen voraus. Ein ungenannter aber in allen Verhältnissen wohlbewanderter Artillerieofficier, erzählt in seinem werthvollen Tagebuch »Von Krakau nach Wien« (herausgegeben nach der Handschrift von Grebl in Krakau 1784) den Sachverhalt, wie folgt: »(Ratibor) Der König, aus gewichtiger Ursache das Heer dem Kronfeldherrn überlassend, eilte mit 20 Fahnen leichter Reiterei und einigen hundert Dragonern voraus; jedem Officier war es nach Belieben erlaubt zu folgen; es waren unserer gegen 3000 um den Herrn.« Täglich 5—6 Meilen zurücklegend, eilte der König, und klagt unmuthig in seinen Briefen, dass ihm festliche Empfänge zu Troppau, Olmütz und Brünn viel Zeit geraubt hatten. Überhaupt hatte der König die ganze $33\frac{1}{2}$ Meilen betragende Strecke von Ratibor bis Hollabrunn, wo er sich mit dem Herzog von Lothringen und fast auch mit dessen Heere vereinigt hatte, in 7 Tagen an der Spitze seiner Abtheilung zurückgelegt, demgemäss durchschnittlich an

jedem Tage 5 Meilen gemacht, während das Hauptheer unter Jablonowski täglich nahezu 3 Meilen machend von Tarnowitz bis an die Donau die Strecke von $43\frac{1}{2}$ Meilen binnen 15 Tagen zurücklegte.

Der König war also am 26. August in Olmütz, am 29. in Brünn, und am 30. bei Dürnholz. An diesem Tage, während des Marsches von Brünn nach Dürnholz, geschah es, »dass sobald der König aufgebrochen war, ein grosser und schöner Adler ohne Unterlass den ganzen Tag hindurch voranfliegend den König begleitete.« Von Dürnholz machte der König einen Ausflug nach dem Grenzstädtchen Nikolsburg, wo er Sieniawski traf, dem er »absolnment« befohlen hatte, ihn hier zu erwarten.

Der 31. August war für den König ein dreifach feierlicher Tag, einmal durch eine ungewöhnliche Himmelserscheinung, dann durch die Vereinigung mit dem Feldherrn Sieniawski, schliesslich durch die Zusammenkunft mit dem Herzoge von Lothringen. Unser ungenannter Artillerist schreibt diesbezüglich: »Dinstag den 31. August waren wir früh aufgebrochen; es war ein heiterer, wolkenloser Tag und nicht der kleinste Nebelstreif verschleierte den Himmel. Eine gute Weile nach Sonnenaufgang, gegen sieben Uhr, zeigte sich ein wunderlich gebildeter Regenbogen. Unsere Stellung war derart, dass wir die Sonne im Rücken hatten, der Regenbogen dagegen in der Form einer Mondsichel bald nach der Neue stand gleichsam inmitten des Himmelsgewölbes gerade über unseren Häuptern. Beide Sichelenden waren von der Sonne abgewendet, recht spitzig, und das Farbenspiel war das eines Regenbogens, dazu sehr deutlich und hell. Von der der Sonne zugewandten Basis dieser Mondsichel zogen sich nach beiden Seiten hin dunkler gefärbte Streifen, deren linker jedoch heller war. Diese Erscheinung dauerte nahezu zwei Stunden und verschwand gegen neun Uhr. Wir alle, die wir mit dem Könige waren, haben es beobachtet.

Der König traf mit dem Feldherrn Sieniawski zusammen, der von Nikolsburg gezogen kam.

Eine Viertelstunde nach der Vereinigung unserer Abtheilungen kam ganz unerwartet der Herzog von Lothringen mit einigen der vornehmen Officiere. Der König ordnete schnell das Heer und empfieng den Herzog an der Spitze einer Abtheilung Husaren aus dem Heere des Feldherrn in aller Ordnung, deren Herstellung binnen einiger Augenblicke wahrhaft staunenswerth genannt werden kann.

In einiger Entfernung war der Herzog abgesessen und gieng auf den König zu, welcher, als der Herzog bereits vor das Ross treten sollte, schnell sich aus dem Sattel schwang und den Herzog umarmte; sodann ritten beide an der Spitze des Heeres bis Hollabrunn, wo der König den Herzog bewirthete.«....

Aber der Empfang und die Bewirthung als auch die Erscheinung des Herzogs schildert viel lebendiger der König selbst in einem Briefe an die Königin, der da lautet: »Ich habe gestern mit dem Heere mehr denn 6 polnische Meilen zurückgelegt. In der Frühe bin ich mit dem Herrn Wojewoden

von Volhynien zusammengetroffen, wo uns der Herzog von Lothringen ganz unerwartet überraschte, da ihn selbst die ersten Vorposten nicht erkannt hatten. Er kam mit einem sehr kleinen Geleite und traf uns zu seiner und seiner Gefährten nicht geringen Verwunderung in der schönsten Ordnung. Ich habe nämlich zufällig eine halbe Stunde früher die Truppe geordnet, wie sie tagsdarauf marschieren sollte. Wir haben vier Fahnen Husaren und nicht wenige mit Lanzen Bewaffnete, die sich nicht wenig grossartig ausnahmen. Nachdem der Herzog abgesessen war, sah er unserem Heere zu, als es das Lager (bei Hollabrunn) bezog, wo indessen Zelte aufgeschlagen wurden. Ich lud ihn darauf zum Speisen, dessen er sich nicht versah, denn die Fouragewagen kamen erst langsam heran, wir aber lagerten im freien Felde ohne Wasser, Holz und Feuer. Doch war für alle genug nicht nur zu essen, sondern auch zu trinken, ja sogar sich anzuheitern.

Herr Waldeck war auch etwa eine Stunde nach dem Herzog von Lothringen gekommen. Er speiste aber nicht mit uns, deswegen (weil er zu den Seinigen eiligst zurückkehrte). Des Herzogs von Lothringen Porträt will ich weiter unten geben; früher jedoch dies, was der Fürstin (Radziwill, Schwester des Königs) Freude bereiten dürfte: Zuerst wollte er keinen anderen als Moselwein trinken, und das mit Wasser sehr stark versetzt. Mit zunehmender guter Laune trank er auch Ungarischen. Jener Taff, welcher während meiner Königswahl als sein Abgeordneter zugegen war, war auch mit ihm, und sieht mir in allem einem Robakowski (d. h. einem Factotum) gleich, indem er ihm oft etwas ins Ohr raunte und vor dem Trinken warnte; doch der Schutzgeist war bald selbst betrunken, und eiferte nun alle nur desto mehr an. Als der Herzog etwas über's gewöhnliche Mass getrunken, fragte er unter mannigfachen Complimenten, wie man polnisch »Vater« — »Bruder« heisse. Dann wiederholte er es wie weiland der Erzbischof von Gnesen, nahezu fünfhundertmal auf mich zeigend: »das ist der Vater, ich sein Sohn, und ihr meine Brüder.«.... So gieng es durch einige Stunden her. Es waren mit ihm auch einige andere feine Cavaliere zugegen; namentlich ein Savoyarde, welcher ihm eine Anzahl Volontäre zugeführt, dann die Söhne des Montecuculi, Auersperg und andere.

»Unaufhörlich ertönten Vivatrufe und man verhimmelte uns.« .....»Man will absolument in jeglicher Sache uns Gehorsam leisten. Anfangs drehte sich das ganze Gespräch um die Stunde, in der wir nach Gottes Rathschluss mit dem Feinde zusammentreffen würden, und man war froh, mich zum Führer zu haben.«

Nachdem nun der König bis Hollabrun, einen Tagemarsch von der Donau entfernt, gekommen war, und sich mit dem Herzog von Lothringen mündlich ins Einvernehmen gesetzt hatte, erwartete er daselbst den 1. und 2. September die Ankunft des Hauptheeres unter Jablonowski. Da es in der Nacht vom 1. auf den 2. und am 2. den ganzen Tag über gegossen hatte, wurde sowohl der König am weiteren Vorrücken gegen die Donau, was übrigens nicht mehr so dringend war, verhindert, als auch die Ankunft des Hauptheeres unter Jablo-

nowski, verzögert. Hier besuchte ihn am 2. September der Herzog von Lothringen zum andern Male sammt den vornehmeren Officieren; es kam auch der Hofmarschall Ritter Lubomirski und stellte dem Könige den Walachen Michajlowicz vor, welcher, nachdem er sich das erste Mal mit Kulczycki durch das türkische Lager geschlichen, seither den Weg noch zweimal hin und zurück gemacht hatte, jetzt aber am 1. September zum vierten Mal von Wien entsendet glücklich in das Lager bei Korneuburg gelangte, wohin er zwar die neuesten, aber nichts weniger als erfreulichen Nachrichten überbrachte. Es ward nämlich aus Wien berichtet, dass sich die Türken in den Laufgräben bereits festgesetzt und durch unterirdische Gänge bis unter die Hof- und Löbelbastei gegraben hätten. Vom 2. bis zum 8. September stürmten die Türken mit der grössten Verbissenheit und Wuth, nachdem sie durch fünf Mienen, die es ihnen anzuzünden gelang, zwei grosse Breschen in der Mauer gebrochen hatten; am 8. September glückte es den Belagerten zwei andere Minen unter der Hofbastei vor ihrem Aufgehen auszugraben und so in den Besitz von 24 Tonnen Pulver zu kommen; andere drei Minen wurden später bereits nach der Entsetzung der Stadt unter der Burg vollends in Stand gesetzt und nur des Anzündens harrend gefunden. Man konnte daraus deutlich ersehen, dass der übermüthige Kara Mustafa die Absicht hatte, Wien fast unter den Augen des anrückenden Entsatzheeres zu nehmen und in einen Trümmerhaufen zu verwandeln.

Johann III. scheint ihn jedoch durchschaut zu haben; denn wenn sonst jemand nach der vom Norden erwarteten Hilfe auslugend über nicht hinreichende Eile sich beklagen mochte, so zeigte von jetzt an niemand mehr Ungeduld als der König, der allen voran auf den kürzesten und beschwerlichsten Wegen gen Wien eilte.

Am 3. September rückte der König mit seinem Heere von Hollabrunn bis Stetteldorf an die Donau, wo er gegenüber von Tuln in dem Schlosse des Grafen Hardeck, des er bezog, alle Verbündeten mit ihren Generälen zu einem Kriegsrathe versammelte. »Es stellten sich, sagt unser Artillerist in seinem Tagebuche, gleich nach Mittag der Kurfürst von Sachsen, (der Vater des nachmaligen Königs August II.), mit ihm seine Verwandten die Herzoge von Lauenburg, Gotha und Eisenach, dann der Markgraf von Baden, der Vorsitzende des kaiserlichen Kriegsrathes, der Herzog von Lothringen, Ludwig von Baden, Fürst Waldeck, Degenfeld, der baierische General, dann Goltz, General der sächsischen Truppen, und eine Menge anderer Fürsten und Generäle als da: Caprara, Lesle, Rabata, Gondola und Fürst Salm. Es waren auch jüngere Cavaliere in grosser Zahl vertreten, unter denen einer aus dem Hause Nassau, der Sohn des Fürsten von Auersperg. Diese ganze Versammlung so angesehener Männer hatte der König nicht nur mit Bewunderung erfüllt, sondern durch sein stattliches Ansehen und seinen unermüdlichen Eifer auch für die weitere Förderung des Werkes so entflammt, dass sich alle zu dem Commando eines so kriegstüchtigen Herrn Glück wünschten. Auch der königliche Prinz hatte sich gar grosser Aufmerksamkeit zu erfreuen, wobei er mit guter Miene und

vielem Anstand Komplimente entgegennahm und offenbar sich merken liess, dass er, so Gott es will, dem Vater nicht nachstehen wird. Knapp vor dem Beginn der Berathungen war auch der Kronfeldherr und mit ihm andere Herren gekommen, die, ohne zu schmeicheln, die Fremden in den Schatten stellten.«......

Mit dem Herzog von Lothringen hatte es bezüglich der Etiquette keine Schwierigkeiten, aber nachdem so viele Herren und insonders ihre Räthe und Geberdenspäher einmal beisammen waren, wie konnte da eine Sache selbst von der höchsten Bedeutung und Tragweite ohne Streit über den Vortritt ablaufen? Es klagt auch der König in seinen Briefen über die unseligen Förmlichkeiten und über das Schlichten der Fragen, »wer früher, wer später, wer zur rechten, wer zur linken sein soll; ferner rauben langwierige Berathungen und schwerfälliges Entscheiden nicht nur viel Zeit, sondern bereiten auch viele Unannehmlichkeiten und mannigen Kummer.«

Von dergleichen Schwierigkeiten berichtet auch einer von den vertrauten Hofleuten des Königs, dessen Namen jedoch die Abschreiber nicht angeben: »Hier bietet mehr Schwierigkeit, die Frage wo und wessen Abtheilung im Treffen zu stellen ist, als der Krieg selbst; ebenso, wer im Rathe das Wort zu führen hat, ob die kaiserlichen Generäle oder unsere Feldherrn und Senatoren. Daneben die Concurrenz zwischen den Kurfürsten und dem Herzog von Lothringen, der ihnen in nichts nachgiebt, indem er von der gegründeten Ansicht ausgeht, dass er vollkommen souverain und nicht im mindesten von dem Reiche und dem Kaiser abhängig ist, während die Kurfürsten vom Kaiser abhängen und Würden tragen, die sie gleichsam zu Vasallen des Kaisers und des Reichs machen. Es einigte sie der König durch ein Auskunftsmittel, welches sie insgesammt höchlich zufrieden stellte, indem er, als sie sich versammelt und ins Zimmer unseres gnädigsten Königs getreten waren, zum Herzog von Lothringen also sprach: »Du als Wirth sollst uns über den Zustand der Stadt und das feindliche Heer aufklären.« Nach ihm erst sollte der Herzog von Sachsen das Wort haben; aber es ist nicht dazu gekommen, denn er hatte sich um zwei Stunden verspätet. Was die Generäle und unsere Feldherrn anbetrifft, so sagte der König dem Herzog von Lothringen, dass er rascherer Expedition und Berathung wegen die Generäle auf die Seite nehme und mit ihnen sich vertrage; dasselbe werde der König mit den seinigen thun, dasselbe der Herr von Waldeck; hierauf sollen beide darüber dem König Bericht erstatten und er werde entscheiden. Es ist auch so geschehen, wodurch der König alle Schwierigkeiten umgieng. Im Rathe wurde nun beschlossen, dass, wofern es Gott will, am 7. d. M. alle ohne Ausnahme auf der anderen Seite der Donau Stellung nehmen.

Unser Heer wird hier mit dem Kaiserlichen vier Meilen vom Feinde entfernt über die Brücken setzen und zwar, zuerst die unsrigen, dann die Kaiserlichen. Von Krems werden auf der anderen Seite der Donau die Herzoge von Baiern, Sachsen und Waldeck angerückt kommen.... Eine grosse bis nun noch nicht beigelegte Schwierigkeit bietet der Umstand, dass jedes Heer zusammen sein will, obzwar es angezeigt wäre die Truppen zu mischen in Berücksichti-

gung einer solchen Unternehmung und eines solchen Feindes; es giebt nämlich sehr viele unter den Truppen, die nicht nur keinen Türken, sondern überhaupt keinen Feind gesehen haben. Die Herzoge von Sachsen, Baiern, die jeden Augenblick erwartet werden, und Waldeck füllen das mittlere Treffen, während sie dem Könige und den Kaiserlichen die beiden Flügel überlassen. Der König muss also per honorem den rechten Flügel bilden, der linke dagegen bleibt den Kaiserlichen, die am tüchtigsten und am tapfersten, als auch mit dem Feinde vollkommen vertraut sind.,... Der König ist niemals müssig, sondern die Senatoren und Kriegsleute oft zu sich berufend, arbeitet er am Schlachtplan und an der Art des Vorrückens durch die Wälder gegen Wien. Bei dem Könige wurde die Determination belassen; zwar hat er den Tag der Schlacht noch nicht genau bestimmt, doch dürfte er unausbleiblich am 9. oder 10. d. M. den Feind angreifen.«

Indessen auf dem Schlosse zu Stetteldorf berathen und erwogen wurde, kam das polnische Hauptheer dem König auf dem Fusse nach gezogen, ohne im mindesten zu säumen, wie es oben bereits dargelegt wurde. Auch jetzt ist die Ursache dessen, dass der König auf dasselbe zwei Tage warten musste, wohl den Regengüssen zuzuschreiben, die nach ausdrücklichen Berichten unseres Tagebuches wie zum Trotz am Donnerstag den 2. und am Samstag den 4. hinderlich in den Weg traten.

Endlich den 5. September. am 52. Tage nach dem Ausmarsch von Trembowla, stand das ganze polnische Heer, am frühesten von allen Verbündeten an der Donau. Der ungenannte Artillerist schildert diesen Tag folgendermassen: »Den 5. September an einem Sonntag waren beide Divisionen des Heeres vereinigt bei Stetteldorf, wohin der Herzog von Lothringen mit vielen Generälen wieder zum Könige gekommen war. Es defilierten die Abtheilungen und Regimenter vor dem Schlosse von den beiden Feldherrn in der schönsten Ordnung der Brücke zugeführt. Sowohl der Herzog als auch die Generäle betrachteten mit grosser Zufriedenheit und Wohlgefallen die über die Ebene sich hindehnenden Reihen. Es war fürwahr ein überaus schönes und zahlreiches Heer, welches noch durch diejenigen, welche uns in Eilmärschen nachgezogen waren, verstärkt wurde.

Wir hielten dicht an der Brücke gegenüber der Stadt Tuln bereits im Hauptlager, wohin auch der König von dem Schlosse übersiedelte.«

So wurde auch der zweite strategische Sieg über den übermüthigen Grosswessir errungen! Das polnische Heer war ohne Schwertstreich und ohne einen Mann zu verlieren von der Weichsel an die Donau gekommen, und hatte sich mit den kaiserlichen Truppen vereinigt. Dies setzte den mühseligen Kämpfen und Märschen des Herzogs von Lothringen, durch die er 50 Tage lang den Zug des Verbündeten zu decken wusste, erst recht die Krone auf.

Es blieb noch ein anderer derartiger strategischer Sieg zu erringen übrig, namentlich der Übergang über die Donau. Hier legte König Johann III. die schönste Probe seiner kriegerischen Befähigung ab, und erwies sich unbestritten als

[illegible]

[illegible]

Unzeit allzu vorsichtigen Generäle den Sieg davon getragen haben. Wenn man auch darin Dupont Glauben beimessen soll, so wurde angerathen auf dem bequemsten Wege das Gebirge zu umgehen und gegen den Feind zu rücken, wodurch sich jedoch der Entsatz um ganze acht Tage verzögert hätte. Es mochte dies vielleicht der Weg über St. Pölten, Wilhelmsburg, Altenmarkt, Leobersdorf bis Schönbrunn gewesen sein, der zwar fortwährend im Thale führt, aber einen Umweg von 16 Meilen bildet. Es ist somit leicht einzusehen, dass wenn man diesem Rathe gefolgt hätte, der Entsatz der Stadt ganz gewiss zu spät gekommen, und der ganze Feldzug wenn nicht vergeblich, so doch verfehlt gewesen wäre. Ob es wirklich eine solche Meinung gab oder nicht, wollen wir nicht rechten, doch blieb es dabei, dass das Heer in Wirklichkeit auf einem zwar beschwerlichen und gefährlichen Wege ziehend nach Verlauf von drei Tagen auf dem Rücken des Kahlenberges Fuss fasste.

Den Schlachtplan hatte der König eigenhändig in französischer Sprache entworfen. Dieses Schriftstück, welches, falls jemand dafür noch eines Beweises bedarf, unwiderleglich beweist, dass König Johann III. vor Wien der Führer des gesammten christlichen Heeres, nicht aber nur des rechten Flügels gewesen ist, musste den Zeitgenossen in mehreren Abschriften bekannt gewesen sein, wenn es Recoles in seinem Werke bereits im Jahre 1684 abdruckte, (von dort hatte es wahrscheinlich F-M. M*** in seiner »Histoire de Pologne 1807 I. 276, und Bronikowski in seiner deutsch geschriebenen Geschichte Polens; von dort hat es auch Camesina abgedruckt); in unseren Tagen fliesst dieses Schriftstück noch aus einer andern und authentischesten Quelle. Dupont nämlich, ein französischer Ingenieur im Dienste des Königs Johann III., der an dem Feldzuge theilgenommen hatte, berichtet es in seinen bis jetzt ungedruckten Memoiren mit der Bemerkung, dass er das königliche Original in Händen habe. Endlich habe ich unter den Handschriften der Rogaliński'schen Bibliothek ein facsimile dieses Schriftstückes, dieser »ordre de la bataille« gefunden, doch leider ohne jegliche Angabe, wo sich das Original befinden mag; ausserdem diene zur Wissenschaft, dass wahrscheinlich durch das Zuthun Eduard Raczyński's ein Autograph dieses Scriftstückes hergestellt wurde, davon ich ein Exemplar in der Bibliothek zu Wilanów zu sehen bekam; ob sich ein solches noch irgendwo findet, weiss ich nicht zu sagen. Es sei mir also gestattet diesen Königlichen Befehl, wofür das Schriftstück anzusehen ist, welches ohne ein bestimmtes Datum zu haben, dennoch am 3. oder 4. September während des Aufenthaltes des Königs zu Stetteldorf entstanden sein musste, seinem ganzen Wortlaute nach, nach dem französischen Texte anzuführen:

„Ordre de la bataille."

»Das Corps (Centrum) oder die Bataille soll aus kaiserlichen Truppen bestehen, denen wir ein Regiment Reiterei des Herrn Hofmarschalls nebst vier

oder fünf Fahnen Husaren hinzufügen, wofür sie uns Dragoner oder besser Füsiliere geben. Commandant ist der Herzog von Lothringen.

Den rechten Flügel bildet das polnische Heer.

Den linken Flügel werden die Herren Kurfürsten einnehmen, über den sie auch das Commando führen sollen; wir geben ihnen auch einige Fahnen Husaren und unserer polnischen Reiterei, für die sie uns Füsiliere oder einige Regimenter Fussvolk zur Verfügung stellen. Bezüglich der Geschütze soll eine Theilung geschehen; falls die Herren Kurfürsten nicht genug derselben hätten, wird sie der Herzog von Lothringen ihnen zustellen. Herr Waldeck nimmt mit den Reichstruppen zwischen dem Herzog von Lothringen und den Herren Kurfürsten oder am äussersten linken Flügel Stellung, mit dem Bedeuten, dass er durch eine Schwenkung halblinks sich ziehe und gegen die Donau Kehrt machend, mit der Stadt Fühlung bekomme.

Im Treffen haben wir in der ersten Linie das Fussvolk mit dem Geschütz aufgestellt ohne Reiterei, welche ihm dicht auf dem Fusse folgen soll; dies ist nur wegen der engen Durchgänge, Walddickicht und Gebirge geschehen, wo die Reiterei dem Fussvolk hinderlich sein könnte, wenn sie mit demselben vermengt wäre. Sobald aber die Ebene erreicht wird, soll die Reiterei durch die Zwischenräume der Colonnen hervorbrechend zuerst angreifen.

Falls wir das ganze Heer in drei Linien aufstellen wollten, würde uns dies mehr als $1\frac{1}{2}$ Meile einnehmen, was für uns von keinem Nutzen wäre, und wir müssten das Wienflüsschen überschreiten, welches uns jedoch zur Rechten bleiben soll; deshalb müssen vier oder fünf Linien gebildet werden, ausserdem bedeutende Reserven hinter jedem Flügel und dem Centrum des Treffens.

Um das Fussvolk vor dem ersten Anprall der türkischen Reiterei zu decken, könnten mit sehr gutem Erfolge sogenannte Spanische Reiter gebraucht werden, nur müssten sie sehr leicht sein, dass man sie ohne allzugrosse Mühe tragen, und bei jedesmaligem Halt vor den Abtheilungen aufstellen könnte. Die Dragoner könnten mit sehr gutem Erfolg sich eiserner Stacheln, sogenannter Schweinsfedern bedienen, um sich gegen die türkische Reiterei zu sichern.«

Damit schliesst das facsimile des Königlichen Befehls; doch sowohl Rocoles, als auch alle, die aus ihm schöpften, und Dupont in seinen Memoiren, fügen noch einen in besonders entschiedenem Tone gehaltenen Zusatz hinzu, der da lautet:

»Ich ersuche alle Herren Generäle, dass jeder in dem Maasse, wie die Truppen vom letzten Berge herabsteigen, und die Ebene betreten, seine Stellung nehme, wie es in gegenwärtiger »ordre de bataille« vorgezeichnet ist.

Dieser Befehl allein, denn der befehlende Ton klingt hier wohl nur allzu deutlich durch, kann schon einen unverbrüchlichen Beweis liefern, dass König Johann III. seit der Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere das oberste Commando übernahm, und dasselbe sowohl auf dem Vormarsche, als auch in der Schlacht über das ganze Heer, nicht aber über den rechten Flügel allein führte.

Doch es wäre Schade darüber noch Worte zu verlieren, da niemand Unparteiischer jemals daran gezweifelt hat. Ausserdem erhärten den Beweis noch andere Zeugnisse, die ich bei Gelegenheit anführen will.

Mittwoch den 8. September rückten somit die letzten Abtheilungen des deutschen Heeres heran und »bis in die Nacht« marschierend nahmen sie im gemeinsamen Lager ihre Stelle am linken Flügel ein.

Donnerstag den 9. brach das ganze Heer in geordnetem Treffen von Tuln gegen das Gebirge auf. Nach einem leichten, denn nur $1\frac{1}{2}$ Meilen betragenden Marsche nach links sich ziehend, machte es am Abend desselben Tages am Fuss des Gebirges Halt, wo es die Nacht vom 9. auf den 10. zubrachte, — der linke Flügel an der Donau bei Altenburg, der rechte bei dem abgebrannten Städtchen Königstadt.

Freitag den 10. mit Tagesanbruch begann sowohl das Fussvolk als auch die Reiterei dsa Gebirge zu ersteigen. Über steile Felsenabhänge und das schluchtenreiche Dickicht half sich jeder durch, wie er konnte, das Fussvolk überdiess die Geschütze vorwärts schiebend oder nachschleppend, sonst wie es eben möglich war. Der ganze Marsch vom Fuss des Gebirges, bis auf den Rücken des Kahlenberges dauerte zwei Tage d. i. den 10. und 11.; das Fussvolk und das Geschütz des rechten Flügels musste noch durch die ganze Nacht vom 11. auf den 12., und fast den ganzen Vormittag am 12. marschieren, bevor diese Abtheilungen im Treffen ihre Stelle einnehmen konnten. Der König wechselte oft seinen Platz, und bald hier bald dort erscheinend »stets voran, feuerte er durch vorsichtige Ordonanzen und mannhaftes Beispiel aller Muth an.« Die Nacht vom 10. auf den 11. brachte er nicht unter den seinigen, sondern auf dem linken Flügel »unter den Kaiserlichen« zu, die auf kürzeren und bequemeren Wegen bereits bis Kirling gedrungen waren.« Auch dies beweist neben andern, dass der König nicht allein den rechten Flügel führte, sondern als Oberfeldherr über die Ordnung und die Sicherheit des ganzen Heeres wachte. Dupont berichtet in seinem Tagebuche: »Von Freitag früh sah man den König nicht unter seinen Truppen; die lange Abwesenheit machte die Polen schon besorgt; deshalb sandte mich der Kronfeldherr auf Kundschaft aus. Ich gieng längs des Thales, wo ich viele Abtheilungen und Eskadronen traf, die den ersten Gebirgszug bereits überschritten hatten. Ich befragte der Reihe nach einige Officiere um den König, bis man mir in einiger Entfernung ein Zelt zeigte und versicherte, dass ich dort den König treffen werde. Und ich traf ihn dort richtig bei Tische in Gesellschaft vieler Fürsten und Generäle. Als ich ihm von der Besorgnis der Truppen meldete, sprach der König: »»Sieh da! das ist schon der letzte Berg (also zu Weidling war das Frühstück), den wir zu ersteigen haben; wolle dich also hinauf bemühen und mir eine Stelle aussuchen, von der ich bequem und genau beobachten könnte, was drüben vorgeht. Sieh auch nach, ob der Boden der Abdachung wirklich so ist, wie er uns auf der Karte, die du bei dir führst, bezeichnet worden.«« Ich gieng also und der Herzog von Lothringen hatte die Güte mir eine Eskadron zur Sicherheit mitzugeben.«

Das Heer, insonders die Artillerie und Cavallerie, musste unsägliche Schwierigkeiten überwinden, die jedoch nicht erfolglos blieben. Es liegt für alle Zeiten die Bedeutung der Märsche und Kriegsmanöver darin, dass man bei seiner Truppe die höchst mögliche die feindliche überbietende Geschwindigkeit erschwinge, ohne die Grenze der Möglichkeit zu überschreiten, auf dass man über den Feind von ihm ungeahnte Vortheile davontrage und sowohl die Truppe als auch den Kriegsbedarf wohlerhalten, frisch und munter auf den Kampfplatz bringe. Das nöthige Mass, von dem der Sieg abzuhängen pflegt, wusste Johann III. vor Wien sehr gut zu wahren. Er forderte nicht zu wenig, denn das, was gefordert wurde, konnte kaum mit der grössten Kraftanstrengung erschwungen werden, doch auch nicht übermässig viel, denn es wurde wirklich erschwungen, wie der Erfolg lehrte. Von den ausserordentlichen Mühseligkeiten während des Zuges über das Gebirge erwähnt sowohl der König selbst als auch alle gleichzeitigen Berichterstatter. Der ungenannte Artillerist erzählt in seinem Tagebuche: »Jeder Brigade Fusstruppen wurden zwei Geschütze zugewiesen, die auf jede mögliche Art hinüberzuschaffen waren.... Die Husaren und andere Fahnen nächtigten mit den beiden Feldherrn (vom 10. auf den 11.) in einem kleinen Walde auf einem Hügel zwischen dem linken und rechten Flügel, wo man die ganze Nacht hindurch das Geschütz auf die Berge schleppend hinter der Reiterei folgte, desshalb die ganze Nacht nicht schlief, da man an jedes Geschütz und jeden Munitionskarren fast alle Pferde anspannen, und dazu mit den Händen nachhelfen musste, so dass wir kaum um Mittag des folgenden Tages an die Stelle kamen, wo der linke Flügel die Nacht zugebracht hatte.«

Und der König, dessen Thatkräftigkeit gewiss jeder bewundern muss, der da erwägt, dass er bei allen Beschäftigungen und Sorgen am 9. September um 5 Uhr früh aus dem Lager bei Tuln, und am 12. um 3 Uhr bei Tagesanbruch von der Spitze des Kahlenberges zu schreiben Musse findet, berichtet an sein »liebes Mariechen« über diesen Übergang wie folgt: »Nach dem Übergange über die Donau, dessen ich oben Erwähnung gethan, haben wir solche Berge überstiegen, dass wir über dieselben nicht giengen, sondern uns rackerten — und doch sind wir über dieselben. Von Freitag (10.) an, haben weder wir, noch unsere Pferde gegessen noch geschlafen. Ich habe mich am Freitag von meinen Truppen getrennt, nad nachdem ich mit den Fürsten zu einem Kriegsrathe zusammengetreten war, vermisste ich ganze 26 Stunden die meinigen. Die unsrigen sind wegen der unseligen Wege zurückgeblieben so, dass selbst die Gemeinen sich dies schlimm zu deuten begannen: nur dass sie mich und das ungarische Fussvolk um mich sahen, das ich zufällig bei mir hatte, und in die vorderste Stellung brachte, da die deutschen Truppen hier vorgeschoben wurden, und zwar recht gefährlich. Doch Gott in seiner unbegrenzten Güte hat bis nun verhütet, dass nicht die mindeste Confusion eingetreten, und nicht ein einziger Mann verloren gieng, obzwar von allen Seiten, selbst im Rücken Tataren sich zeigten. Gefangene Türken führt man gekoppelt wie Hunde herbei, und nicht wenig Vieh haben ihnen meine Dragoner und Kosaken entführt. O Mężyński!

Mężyński!.... Gestern (den 11.) bin ich um Mittag wieder bei meinem Heere eingetroffen und wir mussten einen schlimmen, dicht bewaldeten, steilen und unnahbaren Berg ersteigen. Da möge man erwägen, welch' Güte Gottes es geschehen liess, dass wir ohne Verlust und Hindernisse solche Gegenden passieren konnten. Unsere Wagen sind drei Meilen von hier an der Donau geblieben in einer sehr guten und festen Stellung: uns folgen nur zwei leichte Wagen, der Rest auf Maulthieren..... Den Freitag und Samstag über sind wir so leicht geworden, dass jeder von uns Hirsche auf den Bergen zu verfolgen im Stande wäre. Am schlimmsten steht's um die Pferde, die ausser Laub nichts zu fressen bekommen. Es ist die versprochene Versorgung weder für die Mannschaft noch für die Rosse da: doch unsere Leute sind sehr munter.«.....

Einige Stunden vor Sonnenuntergang den 11. September haben die vordersten Abtheilungen der Schlachtlinie des ganzen christlichen Heeres den obersten Gebirgsrücken erstiegen, der von dem dicht an der Donau sich erhebenden St. St. Leopoldsberge bis zu dem ³/₄ Meile südwestlich entfernten Hermannskogel sich hindehnt. Diejenigen Abtheilungen, welche diesen Bergrücken erreicht, standen bereits im Angesichte Wiens, von dem sie noch das türkische Lager trennte. Bis zum späten Abend rückten die Abtheilungen heran, und nahmen die bezeichneten Stellungen ein. Es kam auch der König von Fürsten und Feldherrn umgeben an den von Dupont ausgesuchten Platz, woher sich ihm die Aussicht eröffnete auf das bunte Türkenlager, auf die vom feuerspeienden Drachen fest umringte Stadt, auf der Donau blaue Fluthen, auf der Berge Abdachungen, auf das weithin sich dehnende Gefilde, auf jenes grosse Feld seines grössten Sieges, seines höchsten Verdienstes und des lautesten Ruhmes. Dupont kann sich in seinem Tagebuche eines lauten Ausrufs der Bewunderung nicht erwehren: »Grosser Gott! welch' ein Anblick hat sich von dem Gipfel dieses Berges unsern Augen erschlossen!..... Ein ungeheuerer Raum übersäet mit den herrlichsten Zelten, denn auch die Insel der Leopoldstadt war mit ihnen bedeckt. Ein schrecklicher Donner feindlicher und der von den Wällen antwortenden Geschütze erfüllte die Luft, und Feuer und Rauch verdeckte die Stadt, so dass nur die Spitzen der Thürme sichtbar waren. Überdies tummelten sich noch 200,000 Türken in Schlachtlinie vor ihrem Lager von der Donau bis zum Gebirge, und weiter nach links wimmelte es von zahllosen Tatarenhorden, die haufenweise und ungeordnet, wie es ihre Gewohnheit ist, unter das Gebirge und die Wälder zogen. Dies alles war in voller Bewegung und rückte gegen die christliche Armee.«

Ein solcher Anblick bot sich dem heldenmüthigen Könige dar, als er inmitten der Fürsten und Ritterschaft, deren er vorstand, den Platz der endgültigen Entscheidung betrat. In seiner Seele mochte wohl damals jenes hohe Gefühl rege geworden sein, dass dieses christliche Heer, welches er in den Kampf gegen den Islam führte, »fürwahr jenem ähnlich sehe, welches einst jener grosse Gottfried nach dem h. Lande geführt hatte.«

Der Ort, von dem der König zum ersten Male Wien erblickte, war aller

Wahrscheinlichkeit nach das abgebrannte Kamaldulenserstift; wenigstens bietet sich aus dem jetzt daselbst bestehenden Schlossgärtchen derselbe Anblick dar, wie ihn Dupont schildert: von der Donau linkerseits, bis an den Fuss bewaldeter Höhen zur. Rechten, wo die Tataren ziehen mochten, die den rechten Flügel des christlichen Heeres zu umgehen die Aufgabe hatten.

So wurde auch der vierte strategische Sieg errungen: das christliche Heer hatte das waldreiche Gebirge überstiegen und das letzte überaus beschwerliche und gefährliche Hindernis ohne einen Schuss und ohne Verlust an Menschen überwunden. Diese ganze Reihe ohne Blutvergiessen errungener Siege bietet einerseits das beredteste Zeugniss von der Überlegenheit der Führung des christlichen Heeres über die der Türken, andererseits wurde dadurch das ganze Heer ohne Rangunterschied mit Kampfesdurst und Siegeshoffnung erfüllt. Namentlich pflegt der niedere Officier und der gemeine Mann, der in Reih und Glied sein Blut verspritzen muss, um dem Feinde endgültig den Sieg abzuringen, dergleichen Siege fast instinktartig mit der grössten Aufmerksamkeit zu verfolgen, worin er sein eigenes Blut und Leben gespart sieht. Sobald dies der gemeine Mann merkt, so gewinnt er die Überzeugung, dass er von einem gediegenen Kopfe geführt werde, wodurch sein Geist und Muth sich hebt. So war auch damals trotz der grossen Ermattung das ganze Heer zu aller Erstaunen überaus kampflustig und wohlgemuth. Noch an demselben Abend postierten sich einige Geschütze auf dem St. Leopoldsberge, und begannen die am Fusse dieses Berges sich zeigenden türkischen Abtheilungen zu beschiessen und den Belagerten zugleich die Kunde von dem herannahenden Entsatze zu geben. Man hatte dies von der Stadt bemerkt, und plötzlich machte der verzweifelte Muth siegeszuversichtlicher Festigkeit Raum. Starhemberg wachte mit der ganzen Besatzung die Nacht hindurch, auf dass die Türken durch die gemachten Breschen in dem letzten Augenblicke nicht in die Stadt drängen. Die Nacht fiel plötzlich ein, mondlos und finster, denn es war um das letzte Viertel. Im türkischen Lager und in dem Bivouac am Fusse der Berge toste es von verworrenen Stimmen und von Kanonendonner, der den König »kein Auge schliessen liess.« Oberhalb über diesem Thal der Wuth von der einen, und dem Widerstand von der andern Seite, lagerte sich die müde christliche Ritterschaft unter den Bäumen, des Tages und Kampfes harrend. König Johann brachte die Nacht »am äussersten rechten Flügel bei dem Fussvolke zu.«

Die Schlacht.

Dort nächtigte der König; und Diakowski meint in seinen wohl ansprechenden, aber leider von Schwulst, eitlem Geschwätz und in Folge Unkentniss von Ungenauigkeiten und Fehlern strotzenden Memoiren, er »hätte sogar geschlafen.« Wenigstens verschlief er nichts; denn »nachdem er den Wecker auf 3 vor Tags gerichtet hatte«, war er wohl am frühesten im ganzen Heere munter

und schrieb — an seine »allerschönste Marie.« Wenn man nun erwägt, dass dieser Tag sowohl der Tag des Sieges als auch der letzte Tag des Lebens für den König sein konnte, was ihm füglich nicht unbekannt sein mochte, so gewinnt dieser Brief eine besondere Bedeutung, denn er konnte im gegebenen Falle auch den Ausdruck des letzten Abschieds bilden. In diesem Briefe schildert Johann III., nachdem er den Gebirgsübergang beschrieben hatte, den Eindruck, welchen auf ihn die sich vor seinen Augen eröffnende Wahlstatt, auf der sich bald die Geschicke Europas entscheiden sollten, machte, und berührt zugleich die Veränderungen, welche der Anblick des Schlachtfeldes in den vorgefassten Plänen nothwendig hervorrufen musste. »Alle, schreibt der König, selbst die Generäle sagten, dass sobald der Kahlenberg erstiegen sein wird, alles gut werden soll; dass wir nur einen durch Weinpflanzungen führenden abwärts gehenden Weg bis Wien haben werden. Als wir hieher kommen, sehen wir vor uns wie auf der flachen Hand das übergrosse Lager der Türken, dann die Stadt und noch viele Meilen dahinter, aber von uns dahin führt kein Feld, sondern Wälder, schroffe Abhänge und bedeutende Höhen zur Rechten, ausserdem fünf oder sechs Schluchten, wovon uns nichts gesagt worden ist. Wir dürften somit kaum in zwei Tagen zur eigentlichen Action kommen, denn es muss nun sowohl die Schlachtordnung, als auch die ganze Kriegsmanier abgeändert werden, und wir müssen mit ihnen nach Art jener Mauritii und Spinola's vorgehen, die a la secura vorgiengen, und Schritt für Schritt das Feld vor sich eroberten. Nach menschlichem Ermessen, obgleich alle Hoffnung in Gott ist, sollte der Feind gewaltig gewitzigt werden, da er sich weder verschanzt. was ihm auch unmöglich ist, noch sein Lager zusammengedrängt hat, sondern so steht, als wenn wir hundert Meilen entfernt wären. Der Commandant von Wien sieht uns: er lässt Raketen steigen, und unterhält ein unaufhörliches Geschützfeuer. Die Türken haben bis nun nichts gethan, nur gegen den linken Flügel, wo der Herzog von Lothringen mit dem Kurfürsten von Sachsen steht... hat er (der Grosswessir) einige Fahnen mit einigen tausend Janitscharen zum Zwecke der Vertheidigung des Passes an der Donau abgeschickt. Ich will mich gleich dahin begeben und muss desshalb schliessen; um zu erfahren, ob sie dort in dieser Nacht nur keine Schanze aufgeworfen haben, was für uns sehr schlimm wäre, denn ich gedenke sie von dort her anzugreifen. Unser Heer steht eine halbe Meile längs der Berge in Wäldern so dicht, dass es kaum möglich ist auf einem Fusspfade von einem Flügel zum andern zu gelangen. Ich nächtigte hier am äussersten rechten Flügel bei dem Fussvolke. Man sieht das ganze türkische Lager. Die Geschütze liessen mich kein Auge schliessen.«

Jedoch bevor er sich zum linken Flügel begab, um wie er sagte, sich zu überzeugen, ob die Türken keine Schanzen aufgeworfen, gedachte er früher der ersten Pflicht des Christen — zu beten und die h. Messe zu hören, zumal es Sonntag war. Die Messe las der Kapuzinermönch Markus d'Aviano auf den Trümmern der Kapelle des abgebrannten Kamaldulenserstiftes und der König diente ihm selbst mit aller Frömmigkeit und Demuth bei der h. Handlung,

indem er an den Stufen des in aller Schnelligkeit errichteten Altares um Segen und Sieg für die Streiter gegen den Feind des h. Kreuzes flehte. Nach der h. Messe empfieng er mit dem Sohne und anderen anwesenden Feldherrn aus den Händen des Priesters das Allerheiligste Sakrament und den letzten Segen.

Da auch der Herzog von Lothringen anwesend war, so scheint sich der König mit ihm bezüglich des linken Flügels verständigt zu haben und seine frühere Absicht aufgebend kehrte er zum rechten Flügel zurück. Der Kanonendonner, der die Schlacht am linken Flügel eröffnete, liess ihn das Frühstück nicht endigen. Er warf sich sogleich auf's Pferd und von dem Augenblicke an durcheilte er den ganzen Tag über, theils im Sattel, theils wo es der steile Weg nicht erlaubte, zu Fuss auf seine Begleiter sich stützend die Reihen von einem Flügel zum andern und lenkte durch Befehle, Aufmunterung und persönliches Beispiel die Schlacht.

Es war dies ein für die christlichen Streiter glücklicher und ruhmvoller Kampf, wozu ihn auch die sachverständige und energische Führung berechtigte. Die Schlachtlinie dehnte sich zwar auf einem Raume von $^3/_4$ Meilen aus; da aber das Terrain abschüssig war, so konnte der Feldherr, zumal bei einem so hellen und reinen Tage, von den Höhen das ganze Treffen überblicken und stets den ganzen Verlauf der Schlacht verfolgen.

Trotz manchen unerwarteten Vorfällen auf dem linken Flügel und den Schwierigkeiten des Terrains, erlitt der Schlachtplan, wie ihn der König in seiner »ordre de la bataille« vorgezeichnet hatte, sonst keine erheblichen Veränderungen, ausser dass den linken Flügel nicht die Kurfürsten und Fürst Waldeck, sondern der Herzog von Lothringen mit den Kaiserlichen und Lubomirski bildeten. Dicht an die Kaiserlichen zur Rechten schloss sich der Kurfürst von Sachsen, an ihn wieder der Kurfürst von Baiern und das mittelste Centrum füllte Fürst Waldeck, dessen rechte Flanke bereits die linke des polnischen Heeres unter Sieniawski streifte; im Centrum des polnischen Heeres standen die königlichen Fahnen und Regimenter nebst denen des Andreas und Felix Potocki; die rechte Flanke befehligte umsichtig und sachverständig der Grosskronfeldherr Stanislaus Jablonowski. Längs der ganzen Schlachtlinie standen einzelne Husarenfahnen vertheilt, so dass sie nirgends fehlten, wogegen dem Könige vier kaiserliche Fussregimenter folgten. Alles so, wie es der König in seiner »ordre de bataille« vorgezeichnet hatte. Die ganze Schlacht zerfällt in vollster Übereinstimmung damit, was der König vorausbedacht und vorausgesehen hatte, ganz deutlich in zwei Theile, nämlich in das Hinabsteigen von den Bergen und die Stellungnahme auf der Ebene, sodann in den Angriff auf die ganze feindliche Linie und das Lager. Der erste Theil nahm den ganzen Vormittag bis zwei Uhr Nachmittags ein, wobei nur die Kaiserlichen auf dem linken Flügel und die an sie stossenden Sachsen und Baiern ausschliesslich im Feuer standen, denn nur gegen dieselben hatte der Grosswessir bedeutende Abtheilungen Janitscharen entsendet, auf dass sie die Vorrückenden hinhalten und der Wessir inzwischen die Schlachtlinie entwickele. Das Mitteltreffen und

der rechte Flügel des christlichen Heeres hatte während des Herabrückens keinen Feind vor sich, um aber einen desto härteren und schwierigeren Stand beim Betreten des ebeneren Terrains zu haben. Nachdem der König im allgemeinen die Streitkräfte vertheilt und im speciellen die Art des Kampfes mit dem ihm wohlbekannten Gegner vorgezeichnet hatte, liess er sonst, wie billig, jedem Führer freie Hand, auf dass jeder je nach Bedarf und Verhältnissen handeln könnte, wobei alle sehr gut ihren Pflichten nachkamen.«

Auf ein gegebenes Zeichen rückte das Heer auf der ganzen Linie mit Sonnenaufgang vorwärts. Sogleich hob auch der Kampf auf dem linken Flügel an, der den Feind dicht unter sich traf. Der Gebirgszug zieht sich nämlich so, dass der dicht an der Donau sich erhebende St. Leopoldsberg Wien viel näher zu liegen kommt, als der Rest des in einem Bogen bis zum Hermannskogel und dem Sauberg sich hindehnenden Gebirgsrückens. Demgemäss mussten also die Kaiserlichen, da sie sowohl der Ebene als auch dem auf derselben lagernden Feinde näher standen, früher ins Feuer kommen, während der rechte Flügel bedeutend weiter von dem Weichbild der Stadt entfernt, auch mehr Zeit brauchte, um die Ebene zu erreichen, wenn schon ihn die Türken daran nicht hinderten.

Nachdem ich nun in den Hauptumrissen den Verlauf der Schlacht skizziert habe, will ich auch die einzelnen Momente und Thaten nach einander entwickeln, die den Ruhm des Tages begründeten und den Erfolg herbeiführten. Dabei bleibe ich stets meinem Verfahren treu, indem ich so viel als möglich Augenzeugen, Zeitgenossen oder wenigstens wohl unterrichtete und glaubwürdige Zeugen sprechen lasse.

Bevor ich an die Schilderung einzelner Vorgänge schreite, sei es mir gestattet mit den Worten des kaiserlichen »Historiographen« Vaelckeren, der in Wien eingeschlossen wohl mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Bewegungen des heilbringenden Entsatzheeres folgte, das Herabrücken des in Schlachtlinie geordneten christlichen Heeres zu zeichnen. Vaelckeren berichtet: »Gegen Sonnenanfgang brachen die Unsrigen auf, und rückten in dichten Schaaren langsam von den Trümmern des Kamaldulenserstiftes und dem St. Leopoldkirchlein, die die Gipfel der Wienerberge krönen, herab. Links vom Zuschauer ihre Reihen entwickelnd und stets weiter selbst über die Trümmer des Klosters ausdehnend, tauchen sie aus dem Walddickicht auf; hierauf immer in dicht geschlossenen Reihen, gemessenen doch gleichen Schrittes marschierend machen sie den Nachrückenden Platz, auf dass sie sich eben so aufstellen und entfalten könnten. Inzwischen entwickelte und ordnete ihnen gegenüber am Fusse des Gebirges der Feind seine Reihen. Doch die Unsrigen verdichten sich nichts desto weniger auf dem Gebirgsrücken und in langen, sich windenden Reihen herabrückend entfalten sie sich in dem Masse, als sie die Ebene erfüllten, und rücken wie gesagt langsamen doch geschlossenen Schrittes über die Abhänge der Weinberge die Geschütze stets vor sich rollend und von Zeit zu Zeit auf den Feind aus denselben feuernd. Zuweilen wird Halt gemacht, um die Ge-

schütze wieder zu laden und den Nachrückenden Zeit zum vollständigen Ordnen zu geben; hierauf wieder die Geschütze vor sich rollend rücken sie mehr weweniger 30—40 Schritte vorwärts, machen wieder Halt, um die Geschütze abzufeuern und den Nachrückenden Platz zur Aufstellung zu machen. Und so gieng alles in dieser Ordnung und auf diese Weise, bis sie so nahe kamen, dass sie den Türken Aug' in Aug' unmittelbar gegenüber standen.«

Erinnert dies nicht an die königlichen Befehle? ist es nicht ein getreues Bild von der Ausführung seiner »ordre de la bataille?«

Doch wir wollen uns zurück zum linken Flügel an der Donau begeben. Dort ist die ganze Gebirgsseite vom Rücken bis zur Ebene, auf der sich Wien ausbreitet, deshalb so uneben und beschwerlich, weil der ganze Raum von 5 oder 6 tiefen Klüften zerrissen wird, durch die eben so viele Bäche der Donau zueilen. Dicht am Fusse des St. Leopoldsberges schlängelt sich durch einen solchen Grund der Kalenbergbach, an dessen Ausfluss in die Donau die Ortschaft Kalenbergdörfel liegt; weiter münden in die Donau fast parallel zu einander laufend der Grinzinger-Schreiber-Arbes und Krottenbach. Da nun jeder dieser Bäche eine tiefe und abschüssige Schlucht durchfliesst, so erscheinen die Wasserscheiden zwischen den einzelnen Bächen als eben so viele Berge. Demgemäss musste das vom Rücken des St. Leopoldsberges vorrückende Heer so oft, als es Bäche gab, herab — und wieder auf die einzelnen Joche hinaufsteigen. Da nun der erste Grund und Kalenbergdörfel abends vor dem von den Türken besetzt wurden, so musste man sie von dort auf das Bergel drängen und von da wieder gegen Nussdorf herabjagen u. s. w. Nach einer zeitgenössischen Schilderung dieser Schlacht, die durch die vom Markgrafen von Baden hinzugefügte Anmerkung beglaubigt erscheint, traf dort der Herzog von Croy auf einen hartnäckigen Widerstand, insonders den Türken Succurs kam und die Umwallungen, Mauern und Einzäunungen der Weinberge, vor allem aber die Ruinen von Nussdorf dem Feinde ausgezeichnete Deckung boten, was den Janitscharen den Vormarsch des linken Flügels überaus zu erschweren möglich machte.

Hier fochten neben vier Regimentern kaiserlicher Truppen die Polen unter Lubomirski, dann ein Regiment Dragoner unter Markgraf Ludwig von Baden und überdies die Sachsen, die rechts von den Kaiserlichen ihre Stellung hatten. Der Kampf wüthete. Vom St. Leopoldsberge bemerkte der Landgraf Hermann von Baden, dass sein Neffe Gefahr lief, umgangen und abgeschnitten zu werden; er führte also das ganze kaiserliche Fussvolk aus dem zweiten Treffen herab und leistete Succurs. Erst nach einem harten Kampfe, in dem besonders die Sachsen die Entscheidung herbeiführten, gelang es endlich die ersten Hindernisse zu überwinden und die erste Höhe zwischen dem Kalenberg- und Grinzingbache zu nehmen.

Inzwischen war der Rest des linken Flügels von den Bergen gestiegen; der Herzog von Lothringen ordnete bereits auf der Höhe des genommenen Hügels die Schlachtlinie von Neuem, und stellte das Geschütz ins Vorder-

treffen. Es handelte sich nun darum die Höhe zwischen dem Grinzing- und Krottenbach zu nehmen, welche die Türken stark besetzten, und allem Anschein nach hartnäckig zu vertheidigen sich anschickten. »Als sie aber sahen, (sagt der Markgraf von Baden in seiner Relation), dass die Unsrigen jubelnd angreifen und die Kugeln unserer Kanonen ihre Reihen zu lichten beginnen, räumten sie auch diesen zweiten Hügel. Unsere Generäle beschlossen nun auf diesem Hügel zu warten, bis die Polen, die in Folge der weiteren Entfernung von ihrem Lagerplatze, den sie während der Nacht inne hatten, nicht zu gleicher Zeit die Ebene erreichen konnten, in die gleiche Frontlinie gekommen wären. Ungeduldig wartete man über eine halbe Stunde und aller Augen wandten sich dahin.«....

»Als man endlich gegen zwei Uhr Nachmittags ihre Reihen, die durch die Fahnen an den Lanzen kenntlich waren, aus den Waldungen bei Dornbach debouchieren sah, erhob unser Heer einen so unsäglichen Jubel, dass die Feinde davon sichtlich ergriffen wurden. Unsere Soldaten, die bis nun bei ihren Gewehren geruht hatten, rafften sich, ohne auf die Trommel oder irgend einen Befehl zu warten auf. Ja man musste sogar den einen oder den andern abfuchteln, der im Übereifer aus der Reihe gegen den Feind sich riss.«

»Als man auf der Seite der Türken den Anmarsch des polnischen Heeres bemerkte, wurde die bedeutendste Zahl der Streitkräfte den Polen zugekehrt, worunter auch Abtheilungen, die bis zum Augenblicke dem linken Flügel des christlichen Heeres gegenüber gestanden hatten. Der König liess zuerst seine Husaren heraus, die nach dem ersten Anprall die Türken, doch nicht für lange, warfen. Die Türken nämlich durch neue aus dem Lager heranrückende Truppen unterstützt, wandten sich wieder und es flohen nun die Husaren in vollem Galopp unter entsetzlichem Geheul der Verfolger. Sobald aber der König neue Abtheilungen herausliess, kehrten sich die Polen wieder gegen den Feind, der nun seinerseits in voller Eile zurückfloh. Diese Kampfweise, die anfangs denjenigen, die nie ähnliches gesehen hatten, unverständlich und zweifelhaft blieb, hatte auf die Türken einen ungeheueren Eindruck gemacht. Ihre Verwirrung war augenscheinlich.«

Es war dies auch eine Kampfweise, der nur die polnischen Husaren gewachsen waren und die der König in seiner »ordre de la bataille« vorausgesehen und auf ihren Erfolg besonders gerechnet hatte.

Das Eingreifen der polnischen Artillerie im Vordertreffen bildet eine sehr wichtige Phase in der Entwickelung der Schlacht, die auch der von mir schon so oft angeführte Artillerieoffizier in seinem Tagebuche verzeichnet hat. (Ich darf hier auch bemerken, dass der Autor des Tagebuches, auf das ich mich so oft berufe und davon ein Theil in lateinischer Übersetzung bei Zaluski I, 836—841 sich findet, wohl meiner Muthmassung nach Niemand anderer gewesen, als der General der Artillerie selbst, der tapfere *Martin Kątski)*.

Als der zweite Hügel genommen wurde, war auch der erste Theil der Schlacht ausgefochten, denn das Heer erreichte die Ebene, die polnischen Truppen kamen in dieselbe Linie mit dem bis nun avancierten linken Flügel, welcher

wie oben gezeigt wurde, eine halbe Stunde auf demselben Flecke stehen blieb. Da gab nun der Herzog von Lothringen, als er den Erfolg und die Verwirrung in den türkischen Reihen sah, dem linken Flügel das Zeichen zum Vorrücken. Es rückten nun die Kaiserlichen mit den Sachsen längs der Donau herab in das Bette des Krottenbaches und von da auf die Höhen von Döbling. Hier suchten die Türken dem weiteren Vorrücken noch einmal Widerstand zu leisten. Nach den Relationen der Sachsen, hatte der Feind auf dem Vorsprung dieser Höhe eine Art Redoute aufgeworfen und mit sechs Bronzegeschützen armiert. Er feuerte auch auf unsere Reihen, doch die Kugeln schlugen hinten ein... Als man von den Höhen bei Heiligenstadt in das Défilé des Krottenbaches herabrückte, hatte man mit Gewissheit darauf gerechnet, dass der Feind die Höhen von Döbling hartnäckig vertheidigen wird;..... als wir jedoch die Höhe erreichten, fanden wir den Feind nicht mehr, denn er hat sich indessen bis ins Lager zurückgezogen. Die Sachsen waren da wieder allen voran und es fielen ihnen jene sechs Bronzegeschütze zur Beute; auch waren es ihre Fahnen, die man zuerst dem Lager zuflattern sah.«

Nachdem ich von dem ersten Theile der Schlacht sowohl einen allgemeinen Überblick als auch die erhaltenen Einzelheiten fast ausschliesslich nach deutschen Quellen gegeben hatte, will ich mich zu den polnischen Quellen wenden, deren Zeugnisse das Bild vervollständigen, begründen und durch Details beleben sollen. Der König selbst befasst sich in seinen Briefen nicht mit der Darstellung des Verlaufes der Schlacht im Einzelnen, und nur hin und wieder findet man in den späteren Briefen eine Bemerkung, wie z. B. dass es des Prinzen Alexander Husaren gewesen, denen es gelungen die dichten Haufen der türkischen Reiterei zu durchbrechen und entschieden zur Flucht zu zwingen. Aber der verehrte Verfasser des Tagebuches, dessen Angaben als Augenzeugen und Theilhabers an den Begebenheiten überdiess durch fachgemässe militärische Darstellung so bedeutend sind, schildert uns den Verlauf so genau und nüchtern, dass ich nicht umhin kann, diese seine Angaben fast in ihrem gazen Umfange wiederzugeben.

Als den 11. September Abends das Fussvolk und die Reiterei den Rücken des Kalenberges besetzt hatte, war die polnische Artillerie noch unten am Fusse des letzten Berges geblieben. Es beginnt also die Schilderung des Tages der Schlacht im Tagebuche wie folgt:

»Sonntag den 12. September waren wir vor Tagesanbruch mit dem Geschütz und der dazu gehörigen Infanterie in Gottes Namen auf den Berg aufgebrochen, aber da die Unsrigen, was genau vernehmbar war, auf der andern Seite des Berges bereits mit dem Feinde gemein wurden, es aber unmöglich war vor Mittag alle Geschützwagen hinaufzuschaffen, gelang es mir endlich durch unablässiges Schicken zu »erbetteln«, dass ich mit den Kanonen und der Infanterie auf den Berg mich begeben durfte, bei den Wagen jedoch, die nicht nachkommen konnten, nur eine Bedeckung zurückblieb.« [Darauf stütze ich auch meine Muthmassung, dass es Kątski war, denn nur er allein durfte sich wohl

getraut haben, also zu sprechen, er hätte beim Könige »betteln« müssen, dass es ihm gestattet würde die Wagen zurücklassend mit dem Geschütz allein auf den Kampfplatz zu kommen]. Obzwar dies geschehen, so war der Berg dennoch so steil und so von Menschen überfüllt, dass wir kaum um 1 Uhr die Höhe erreichten. Es stand noch das ganze Heer auf dem Kalenberge, nur der linke Flügel, den an der Donau die Kaiserlichen bildeten, kämpfte mit den Türken um eine Position (d. i. die Höhen bei Nussdorf) ohne die er sich nicht entwickeln konnte.«

Sobald sich die Regimenter auf dem Berge verdichtet hatten, gab der König sogleich Befehl auf dem nächsten Berge, der bereits unmittelbar über der Schlachtlinie der Türken sich erhob, und unbewaldet nur mit Dorngestrüpp zwischen den Weinbergen, deren Gräben und Mauern überaus hinderlich waren, bedeckt war, Stellung zu nehmen. Denn es war das Terrain auf den Bergen, wo wir kämpften, so beschaffen, dass wenn auch der Boden anscheinlich ohne Hindernisse war, wir dennoch bald einen überaus tiefen Graben oder einen untermauerten Weinberg trafen, von dem man einige Ellen tief springen oder herabgleiten musste. So reihte sich ein Hindernis an das andere bis zu den türkischen Gezelten.«

»Ohne gar grosse Mühe bemeisterten wir uns dieses ersten Berges, und nahmen auf demselben Stellung. Es gab nun zwischen uns und den Türken einen Graben oder richtiger ein tiefes Thal, in das die Türken und Tataren von dem rechten Flügel sich herabliessen, wobei wir sie aus unseren Kanonen beschossen, was auch die in der Mitte des Berges aufgestellte Vorhut that. Indessen debouchierte aus dem Walde die Reiterei und stellte sich auf diesem Berge auf. Obgleich die Schlachtlinie in einzelnen Punkten ob der Eile sich verändern musste, so blieb sie doch im grossen ganzen nach der Disposition des Königs, dessen Auge nichts entgieng, folgende: Die Sachsen, Baiern und Waldeck bildeten das Mitteltreffen; der rechte Flügel bis zu den Höhen, wo die Tataren standen, fiel den Polen zu. Dabei wurde die Massregel getroffen, dass längs der ganzen Schlachtlinie im ersten Treffen unsere Husaren oder gepanzerten Lançiere standen, wir dagegen in unseren Reserven deutsche Truppen hatten.«

»Gegen 3 Uhr begann ein starkes Gefecht auf unserem linken Flügel, wo sich auch der König selbst befand. Daselbst fochten Janitscharen, nachdem sie das Thal, in dem sich ein abgebranntes Dorf mit einem Kirchlein befand, besetzt hatten, mit dem Regimente des Generals Schultz. Es sind daselbst viele von den Deutschen, so Officiere, als Soldaten gefallen.«

»Der König schickte zu unseren Regimentern, dass sie stracks auf die Türken gehen. Da fügte es nun Gott, dass zwei Brigaden, die sich links wandten, sie sogleich aus diesem Thale jagten, und mit einem Ruck die Anhöhe besetzten, welche die Türken aufgaben; wir aber haben auf dem Gipfel selbst an einem Graben oder Mauerwerk Stellung genommen. Unsere anderen den rechten Flügel bildenden Regimenter marschierten derart auf, dass die Reiterei

genug Raum hatte, die Ebene zu passieren. Bei diesem Zurückdrängen der Türken haben wir nicht wenig Leute eingebüsst, doch dem Muthe der Soldaten, die blindlings wie zum Tanze giengen, konnte nichts Stand halten. Unser Geschütz, welches sich auf der ersten Höhe unter dem Kalenberge postiert hatte, donnerte unaufhörlich, aber auch die Türken haben das ihrige auf verschiedenen Punkten aufgefahren und antworteten uns.«

»Der Han hatte den Befehl und die Intention unseren rechten Flügel zu umgehen, falls wir uns unvorsichtig herausgewagt hätten; aber der Kronfeldherr, der dort befehligte, hatte die Sache so gut geleitet, dass er früher den Han aus der Stellung warf, bevor dieser seine Absicht auszuführen vermochte. Der Wessir ordnete seine Schlachtlinie der unsrigen an Länge gleich; das Centrum füllten dicht gedrängte Haufen, die den Berg bedeckten, jedoch später nicht mehr ins Gefecht kamen.«

»Als wir also fertig waren, konnte sich ein grosser Theil unseres Heeres nicht so schnell entfalten. Da begann ein heftiges Scharmützel auf unserem linken Flügel: es giengen einige Fahnen Gepanzerter und Husaren zum Angriff über und verfolgten die Türken eine beträchtliche Strecke weit; doch wegen der Gräben und Mauern wurden sie von den Janitscharen wieder zurückgedrängt. Es kamen uns aber stets neue Abtheilungen zu Hilfe; auch mit dem rechten Flügel unseres Heeres rückten wir vorwärts, Hügel und Gräben mit Fussvolk besetzend und auf die Türken feuernd, die auch während des heissesten Kampfes nicht aufhörten Wien mit der grössten Wuth zu stürmen und ohne Unterlass zu beschiessen.«

»Der König hatte anfangs die Absicht diesen Berg zu besetzen und daselbst in aller Ordnung den kommenden Morgen zu erwarten. Als er aber sah, dass der polnische linke Flügel unter dem Herrn Wojewoden von Volhynien (Sieniawski) und die Deutschen von der Donauseite her mit Gewalt auf das Lager gehen, und der Feind sich zu verwirren beginnt, erliess er den Befehl auf allen Punkten zugleich vorzurücken. Auch persönlich setzte er so resolut ein, dass er gleichsam eines Gemeinen Dienste thuend nun durch das Beispiel wie früher durch Rath und Befehle alle aneiferte und belebte. Also vorgehend kämpfte der linke Flügel bereits recht weit von der Donau. Dort fiel der Staroste von Halicz (der junge Stanislaus Potocki), dort der Hofschatzmeister (Modrzejowski) und sonst eine grosse Menge Cavaliere, die mit ihrem Blute den Sieg erkauften.«

»Da warf sich nun der Wessir fast mit seiner ganzen Macht auf den rechten Flügel, aber auch da traf er kühnen Muth und Ordnung; in kurzer Zeit wurden die Türken auch von dort, fast vom Waldsaume her, bei gut eingehaltener Gefechts-Ordnung und regelrecht nachgeschobenen Unterstützungen grad auf's Lager zu geworfen, wohin sie auch der linke Flügel schon mächtig drängte; und bald, eher als man sich dessen versah, wandte sich der Feind in seiner ganzen Aufstellung und an allen Punkten zur Flucht, alles im Stiche lassend.«

»Gegen sechs Uhr drangen die Unsrigen ins Lager, das überaus gross war, von wo der Feind Geschütze, Pulver und andere Vorräthe zurücklassend unter dem Schutze der Nacht ohne Rast floh. Der Wessir selbst und der Han haben schimpflich die Flucht ergriffen; ihre Zelte mit allem, was sich darin befand, fielen den Siegern zur Beute. Die Fahne, das Ross, der Säbel, der Köcher des Wessirs wurden erbeutet.«

»Der Kronfeldherr verfolgte ihn mit seinem Flügel. Es blieben nicht wenige Gefangene im Lager zurück, von denen eine Unzahl todt oder verstümmelt war; auch mit sich rafften sie fort, so viele sie eben konnten, die dann unterwegs geköpft wurden. Aber auch der Türken ist eine Unmasse gefallen, so dass es den polnischen Fahnen, die sie die Nacht hindurch verfolgten, an Händen fehlte. Eine Unzahl Rossschweife und Fahnen wurden erbeutet, den Rest aber entriss die Nacht.«

»Die einen brachten die Nacht ausserhalb des Lagers in schöner Ordnung zu, die andern im Lager selbst, doch in steter Bereitschaft sich haltend.«

»Der König müde vom Kampfe und der Verfolgung, ruhte hinter dem Lager mit dem königlichen Prinzen unter einer dürren Eiche.«

So viel finden wir im angeführten Tagebuche über die Schlacht selbst, was jedoch vollkommen hinreicht, um das, was ich bald mit des Königs eigenen Worten anführen will, zu bestätigen, namentlich, dass die eigentliche Entscheidung am rechten Flügel stattgefunden, dass sie gleichsam ein Schlag des königlichen Armes gewesen.

Um das Schlachtbild zu vervollständigen, will ich noch die Schilderung eines Augenzeugen, des Ingenieurs Dupont, anführen. Zwar war er seinen eigenen Worten gemäss weit am Ende des rechten Flügels, doch von jenen Höhen (viell. vom Dreimarkstein oder Granberg) konnte er die Vorgänge fast auf dem ganzen Schlachtfelde genau sehen. Dupont erzählt nun:

»Um vier Uhr früh liess der König in der niedergebrannten Kirche der Kamaldulen einen Altar errichten, an dem der durch ganz Italien und Deutschland ob seiner ausserordentlichen Frömmigkeit berühmte Kapuziner Pater Markus d'Aviano, welcher vom Kaiser gesendet beim Herzog von Lothringen sich befand, die Messe las. Der König diente ihm persönlich bei der h. Handlung fast unablässig mit emporgehobenen Händen betend, wornach er mit dem Herzog von Lothringen das allerheiligste Sakrament empfieng.«

»Bevor die Messe zu Ende war, noch vor Tagesanbruch, wurde auf den Abhängen bereits heftig geschossen; die Unsrigen, um das Vorgebirge zu nehmen, der Feind, um sie daran zu hindern. Aber zu spät hat sich der Feind dessen versehen. Unsere Infanterie griff mit solcher Gewalt an, dass der Feind sich zurückziehen musste, worauf sie ihn ohne Rast und Ruh durch ihr Feuer vor sich jagte. Bald hatte dieses erste Treffen so viel Boden erobert, dass sich die im zweiten Treffen folgende Reiterei entfalten konnte. Ohne Zweifel verdankte das Fussvolk seine ersten Erfolge der eigenthümlichen Terrainbildung, die es den Türken unmöglich machte, ihre gefürchteten Reiterangriffe auszuführen. Sobald

nun die Reiterei ihre Plätze zwischen den Lücken der Bataillone eingenommen, wurde der Kampf stets heftiger, namentlich in Folge der Gegenwart des Königs, der Fürsten und Generäle, von denen die einen sich an die Spitze der Eskadronen stellten, andere wieder mit dem Fussvolke zugleich kämpften.«

»Die Schlachtlinie vervollständigte sich bald durch die Ankunft der weiteren Treffen; zur selben Zeit erschien auch der General der Artillerie Katski mit seinen 28 Geschützen, die er vor der Infanterie postierte, und ein mörderisches Feuer eröffnete. Es wurde fortwährend mit Kartätschen geschossen und zwar aus der nächsten Nähe, was den Feind sehr verwirrte, da er seine Kanonen vermisste, indem er sie weiter unten bei den Weinbergen zurückgelassen hatte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass wenn das Terrain darnach angethan gewesen wäre, sich das Schicksal beider Armeen bald entschieden hätte. Doch nach diesen ersten Infanteriegefechten fanden sich beide Armeen auf den Hügeln und Abhängen zerstreut, der Kampf wurde von einzelnen Abtheilungen geführt, und zwar so, dass während die eine Abtheilung kämpfte, um eine Höhe zu nehmen, kämpfte die andere im Thale, in das der Feind gedrängt wurde; dieser besetzt nun die nächst anliegende Höhe, von der er wieder vertrieben werden musste. Auf diese Weise wurde bis gegen vier Uhr Nachmittags von beiden Armeen der Kampf vom Hügel ins Thal und umgekehrt geführt, wobei der Feind mit aller Anstrengung die besetzten Positionen zu halten suchte, die Christen aber mit um so grösserem Eifer ihn von denselben zu vertreiben trachteten. Endlich, als unsere Armee gegen vier Uhr Schritt für Schritt dieses so unebene Terrain erobert hatte, zog sich der Feind eiligst dicht vor sein Lager zurück, wo er hielt und von Neuem sich ordnete.«

»Das christliche Heer war von einem solchen Muthe entflammt, dass es sich unverzüglich auf den Feind stürzen wollte. Aber der König und der Herzog von Lothringen untersagten es dem Centrum und ihrem rechten Flügel, wo sie sich eben befanden, und schickten ihre Adjutanten zu den beiden Kurfürsten und zum Fürsten von Waldeck, die auch den Übereifer des linken Flügels mässigten. Der König begründete den Befehl damit, dass bei der Schwerfälligkeit der Pferde der deutschen Reiterei dieselben aufhören müssten, wenn sie im Galopp die Strecke, um welche der Feind sich zurückgezogen hatte, zurücklegen sollten. Einen anderen Grund bot der Umstand, dass die einzelnen Abtheilungen durch den Kampf auf so unebenem Terrain sich verschoben hatten, wodurch die Schlachtlinie bedeutend in Unordnung gerathen war. Es brauchte also eine Weile bis beim Betreten der Ebene die Ordnung wieder hergestellt werden konnte. Als man damit fertig geworden, rückte man muthig dem Feinde entgegen, der seinerseits aus eben derselben Ursache verwirrt war, welche Verwirrung durch den eiligen Rückzug, der einer vollständigen Flucht nicht unähnlich war, noch gesteigert wurde. Der Feind ordnete sich also wieder vor seinem Lager, und man konnte jene grosse und zahlreiche Armee noch einmal in der schönsten Ordnung beisammen sehen.«

»Wenn ich von der schönen Aussicht sprach, die sich von den Gebirgs-

gipfeln darbot, wie soll ich diesen zweiten Anblick beschreiben? Zwei grosse Armeen auf einer und derselben Ebene; an der Spitze der einen ein König und eine ganze Schar Fürsten; sie ist zwar an Zahl geringer, aber um so stolzer, als es ihr gelungen so herrlich die Siegesbahn zu betreten. Sie rückte nun gegen den Feind, der sich also geberdete, als ob er ihr den kaum gepflückten Lorbeer entreissen wollte. Zwischen diesen Armeen gab es keine Hügel, keine Klüfte mehr, sondern ein ebenes Feld, auf dem eine fast dreimal so grosse Zahl bald (dem Anschein nach) als Stärkerer über den Schwächeren den Sieg erringen musste. Doch es sollte ganz anders werden!«

»Sobald in unserem Heere die Ordnung wieder hergestellt ward, rückte der König vorwärts gegen den Feind. Dieser liess ihn auf Schussweite seiner Kanonen ankommen, und empfieng ihn mit einem höllischen Feuer. Zwar hatte er 26 seiner Geschütze am Fusse der Berge zurückgelassen, doch es blieb ihm immerhin noch eine grosse Zahl derselben. Unsere Artillerie begann ihm nun zu antworten.«

»Während dieses kurzen Zeitpunktes, als beide Armeen unbeweglich auf ihren Plätzen verharrten, tauchte ein kleines rothes Zelt auf, welches in der Mitte hinter der türkischen Schlachtlinie aufgeschlagen wurde, und neben ihm konnte man die ottomanische Fahne sehen, welche jährlich von Mekka gebracht wird. Dies pflegen die Türken stets in ähnlichen Fällen zu thun. Dadurch thut der Feldheer dem Heere kund, dass man bei dieser Fahne siegen oder fallen muss. Es dauerte nicht lange, und sowohl das Zelt als auch die Fahne lagen zu den Füssen des Königs.«

»Auf ein gegebenes Zeichen rückten alle Abtheilungen zum Angriff. Die polnischen Husarenfahnen je 200 Pferde zählend stellen sich in der Schlacht immer in Doppelreihen auf, und haben zur rechten und linken Seite je eine Fahne Gepanzerter. Drei solche Fahnen, die sich in der Nähe des Königs fanden, giengen zum Angriff über, die einen mit gesenkten Lanzen, die andern mit geschwungenen Säbeln. Sie sprengten mit solcher Wucht auf den Trupp des Grosswessirs, der durch das Zelt und die Fahne kenntlich war, dass sie ihn im Nu durchbrachen und auseinanderjagten, ohne dass er sich neuerdings zu formieren noch zu wenden wagte. Auch alle anderen Abtheilungen des christlichen Heeres griffen mit eben derselben Praecizion ein und die grosse ottomanische Armee ergriff mit einem Male die Flucht und war gleichsam in einem Augenblicke verschwunden.«

So viel mag aus Duponts Memoiren hinreichen. Der König selbst, nur in den allgemeinsten Umrissen den Verlauf und den Enderfolg der Schlacht zeichnend, sagt in seinem berühmten Schreiben aus dem Zelte des Grosswessirs: »Das ganze Heer, welches seine Pflicht vorzüglich gethan, hatte nächst Gott Uns den Sieg zuerkannt. Als der Feind schon zu fliehen begann und geworfen ward (denn ich war es, der um das entscheidende Übergewicht mit dem Wessir ringen musste, der sein gesammtes Heer gegen meinen Flügel führte, so dass das Centrum als auch der linke Flügel nichts mehr zu thun hatten, und alle

ihre Kräfte mir zuwandten) eilten auf mich die Fürsten zu, namentlich der Kurfürst von Baiern und Waldeck, mich umarmend und auf den Mund küssend, während mir die Generäle die Hände und Füsse küssten; was soll ich nun von den Soldaten und Officieren, von allen Regimentern sowohl der Cavallerie als auch der Infanterie sagen, die da riefen: »»Ach unser brave König!«« Sie gehorchten Uns so, wie nie die Unsrigen.«

* * *

Das ganze Heer hatte an diesem Tage »sehr gut« seine ritterliche Pflicht gethan; die Chronisten vermochten jedoch nur die Namen der vorzüglicheren Führer zu bewahren. Kochowski nennt die im deutschen Heere durch Muth und Tapferkeit ausgezeichneten aufzählend neben dem Herzog von Lothringen, den beiden Kurfürsten und dem Fürsten Waldeck, noch die Gebrüder Croy, von denen der eine verwundet wurde, der andere rühmlich das Schlachtfeld deckte, sodann den Markgrafen Ludwig von Baden und den Herzog von Sachsen-Lauenburg; die herrliche Reihe der Verdienstvollen füllen sodann: Strassoldo, Caprara, Palfy, Gondola, Taaffe, Halleville, Montecuculi, Golz, Schulz, Styrum, Heysler, Kufstein, Caraffa, Scharfenberg, Herbeville, Lodron, Kieraus, Ricciardini.

Von den Polen mögen nicht der Vergessenheit verfallen heldenmüthige Streiter wie Siegmund Zbierzchowski, Lieutenant in der Fahne des Prinzen Alexander, Zlotnicki, in der des Prinzen Jakob, Skarbek, Ważyński, Lasko, Hyacinth Boratyński, Lipiński, Wilczkowski (den wir noch seit 1667, von Podhajce her kennen, der aber aus dem Wiener-Zuge nicht mehr heimkehrte), Żabokliki, Michael Rzewuski, der Notar von Lemberg (ein ausgezeichneter Soldat, der Vater, Grossvater und Urgrossvater nachmaliger Kronfeldherren, und der Ururgrossvater des »goldbärtigen Emir's« Vaclav Rzewuski); sodann Ernst Denhof, Stanislaus und Kristin Morstin, Tytinghof, der Oberst Wenzel Szczuka und dessen Lieutenant Weretycz, Elias Łącki, Lanckoroński, Knobelsdorf, Greben, Gutry, Berends, Tiburtius Żorawski; ferner der General der Artillerie Martin Kątski, sein Lieutenant Fink und Major Rutkowski; Butler, Denemark, Saken, Kożuchowski, Domaradzki, Dobczyc, Krauser, Aswerus, Oberst im Regimente des Unter-Feldherrn, und Fähnrich Soltyk, der mit Zbierzchowski wetteiferte; die Dragoner führte Conte Maligny, der Königin Bruder, und unter ihm befehligten: Galecki, Taube, Strem, Koskiel und Chelmski.

Im Vergleich mit der enormen Bedeutung der Schlacht sind von den christlichen Streitern nicht gerade viele gefallen, (was die Neider zu einem leichtfertigen Urtheil über die Schlacht vermochte); doch genug Viele, um der braven und muthigen Gefallenen mit Wehmuth zu gedenken. Das christliche Heer zählte auf der Wahlstatt nicht mehr als 600 Todte; der Türken werden 5 bis 8000 angegeben. Mag dem sein wie immer, der König beklagt zu wiederholten Malen die erlittenen Verluste, und in einem seiner Briefe lässt er sich also vernehmen: »Ich schwöre, dass wir diesen dem Kaiser und der gesammten

Christenheit erwiesenen Dienst gar sehr mit unserem Blute getränkt haben, wogegen ihre Heere so glücklich sind, dass sie keinen so grossen Schaden erlitten.« Von den im Kampfe Gefallenen sind auch nur die Vorzüglicheren in schriftlichen Überlieferungen aufgezählt worden, so namentlich: Aswerus, Oberst der Infanterie, von Geburt ein Westphäler aus Lipstadt, doch seit lange in polnischen Diensten und stets durch Tapferkeit ausgezeichnet; er hiess eigentlich Heidenpol, und Aswerus war nur sein angenommener Soldatenname; auch Stanislaus Potocki, der Staroste von Halicz, des Andreas Sohn, welcher kaum aus Frankreich in das väterliche Haus zurückgekehrt war, fiel als Rittmeister mit 17 Genossen an der Spitze einer Husarenfahne, die von seinem Vater gestellt worden war; ferner sind zu erwähnen der Hofschatzmeister Modrzejowski, der Kämmerer von Lublin Zbąski; Lieutenant des Sluszka Starosten von Rzeczyce, Kinzyk, einer von des Königs Hofleuten, »der um Fräulein Bokum freite, starb (später den 26. Sept.) an einer schweren Wunde am Kopfe.« Ausserdem waren viele andere gefallen oder verwundet worden, deren Namen Gott allein bekannt sind. Ohne dies könnte diese Aufzählung gar manchem zu lange dünken; doch es sei mir verziehen, da ich an den ruhmvoll Gefallenen nicht ohne ehrende und dankbare Erinnerung vorbeigehen konnte.

* * *

Hart vor dem Türkischen Lager hielt der König die Reihen des siegreichen Heeres an, und liess nicht zu, dass es sich nach Beute zerstreue; was er aus kluger Vorsicht that, in der Befürchtung, die Türken könnten umkehren, und im Lager selbst einen harten und blutigen Kampf erneuern, wie sie es einst im Lager bei Chocim gethan hatten. Das Heer musste auch die ganze Nacht hindurch unter den Waffen bleiben und sich bereit halten. Schliesslich erhielt Athanasius Miączyński den Befehl mit der leichten Reiterei den Feind zu verfolgen. Obgleich das bald hereinbrechende Dunkel der Nacht die weitere Verfolgung und »das Niedermachen der Ungläubigen auf den Wegen« einstellte, so bildeten diese Abtheilungen dennoch die schützende Vorhut des ganzen Heeres. Der siegreiche König stieg erst, nachdem er alles angeordnet und den letzten Befehl gegeben hatte, vom Pferde, und ruhte unter »jener dürren Eiche« auf einem am Boden ausgebreiteten türkischen Zelte aus, welches — wer kann es wissen — vielleicht das des Grosswessirs gewesen, das er Zbierzchowski während der Schlacht mit dem Speer hat anrennen lassen. Dorthin brachte man ihm das erbeutete Pferd, dorthin den Steigbügel des Grosswessirs, den er als Siegeszeichen ohne sonstige schriftliche Erklärung auf der Stelle nach Krakau schickte. Es wurde dieser Steigbügel von der Königin als Dankopfer zu den Füssen des Gekreuzigten niedergelegt, und wir schmeicheln uns mit der lieben Hoffnung, ihn dort bald wieder zu sehen.

So endete der herrlichste Tag im Leben des Königs Johann III. der Tag seines grössten Sieges, des höchsten Ruhmes und der innigsten Bewunderung

von Seiten der Waffengefährten und der Verbündeten. Doch wie ein Nebel entstiegen letheischen Fluten senkte sich der Schlaf unter »jener dürren Eiche« auf des grossen Siegers Wimper, und die Sonne, die dem darauf folgenden Tage schien, beleuchtete bereits eine andere Welt voll Sorge und Unlust, eine Welt so unähnlich der gestrigen! Zwar waren es dieselben Personen, doch nicht dieselben Gesichter.

* * *

In der Stadt; die Zusammenkunft mit dem Kaiser.

Montag den 13. September, als man die volle Sicherheit gewonnen, dass die Türken nicht mehr umkehren werden, gab der König dem Heere die Erlaubnis das Lager zu betreten, die Kanonen und Vorräthe als öffentliche Beute in Besitz zu nehmen, und sonst nach damaliger Sitte das Lager zu plündern. Für sich liess er das Zelt des Grosswessirs in Beschlag nehmen, und nannte sich im Scherze dessen Erben. Aus den Gezelten des Grosswessirs gelangte man fast unmittelbar in die Aprochen, die zu den Gräben und Wällen der Stadt führten. Es war dies ein wahres Labyrinth von kunstreich und sinnig angelegten Einschnitte, parallelen Laufgräben und den verschiedensten Erdwerken, vermittelst deren sich der Grosswessir in die Stadt wühlen wollte, indem er den ganzen Boden vor der Burg- und Löbelbastei das untere zu oberst kehrte. Der König besichtigte in Gemeinschaft mit den Fürsten und Feldherren alles sorgfältig und musterte die Wirkung der Minen als auch die beiden durch dieselben in den Stadtmauern gebrochenen Breschen. Graf Starhemberg kam dem Könige, dem Erlöser, entgegen, und erklärte, ihn durch alle Werke geleitend, wie die Belagerer in die Stadt zu dringen und die Belagerten das Ansinnen zu vereiteln suchten. Der König sparte nicht Worte der Anerkennung des höchsten Lobes und der innigsten Freude, dass es dem heldenmüthigen und ausdauernden Vertheidiger Wiens gelungen, so lange Zeit einem so gewaltigen und wüthenden Gegner bis zum letzten Augenblicke Widerstand zu leisten.

Hierauf äusserte der König den Wunsch sich in die Stadt zu begeben und in einer der dortigen Kirchen Gott dem Herrn im Gebete für den beschiedenen Sieg zu danken. Keines der Stadtthore war noch offen und frei. Der König betrat somit durch das neben dem Schottenthor befindliche Ausfallsthor den Boden der Stadt, wo ihn das erlöste Volk nicht durch Rufe, denn man hatte es ihm untersagt, sondern blos durch Erhebung der Hände begrüsste.

Vor dem Könige wurde die grosse erbeutete türkische Fahne und zwei Rosschweife getragen: hinter ihm führte man das Ross des Wessirs, an dessen Sattel wohl nur ein Steigbügel hieng, da der andere, der während der Flucht sich abgerissen hatte, von Dupont bereits aufs eiligste gen Krakau getragen wurde. Auch fehlte nicht der in Gold gefasste Säbel des Wessirs, den er im

Zelte zurückgelassen hatte und der nun ebenfalls als Siegeszeichen vorangetragen wurde. Der König richtete nun nach der nächsten Kirche, der Jesuitenkirche »am Hof« seine Schritte; von da bewegte sich der Zug weiter zur zweiten Kirche, namentlich zu der der Augustiner, wo der König in der Kapelle der Loretanischen Mutter Gottes an das Staket vor dem Altare einen von jenen Kränzen, mit denen ihn das Wienervolk unterwegs bewarf, hängte, und einer stillen Messe beiwohnte, wornach er selbst das »Te Deum laudamus« anstimmte und mit den ihn begleitenden Feldherrn zu Ende sang. Den Enthusiasmus, mit dem die Bevölkerung Wiens den König empfieng, beschreibt er selbst in dem bekannten Briefe vom 13. September. Die Stelle lautet: »Heute war ich in der Stadt, die sich über fünf Tage hätte nicht länger halten können.... Sodann war ich in zwei Kirchen. Das gemeine Volk küsste mir die Hände, Füsse und Kleider; andere berührten mich nur und riefen: »»ach dass wir diese siegreiche Hand küssen könnten.«« Sie wollten augenscheinlich »»Vivat«« rufen, aber man sah es ihnen an, dass sie die Officiere und die Oberen fürchteten. Ein Haufe konnte nicht mehr an sich halten und rief Vivat, was wie ich gemerkt, übel aufgenommen wurde. Deshalb begab ich mich nach dem Essen beim Kommandanten aus der Stadt in das Lager, und die Menge gab mir mit erhobenen Händen bis zum Thore das Geleite.«

Es war also schon der erste Tag nach dem Entsatze der Stadt nicht ohne Unannehmlichkeiten und eine gewisse Verbitterung dahin gegangen, zumal wenn der König, was man wohl annehmen darf, erfahren hat, dass der Kaiser Tags zuvor, vielleicht in dem Augenblicke, als der Kampf am schrecklichsten wüthete, an sein Heer den Befehl ergehen liess, dass »Niemand vor ihm die entsetzte Stadt betrete«, somit Starhemberg wahrscheinlich nur deswegen den König in die Stadt einliess, weil ihm der diesbezügliche Befehl des Kaisers zur Zeit noch nicht bekannt sein mochte. Sei's dem wie immer, so viel ist gewiss, dass seit diesem Tage die Spannung begann, und die gegenseitige Unzufriedenheit mit jedem folgenden Tage stets deutlicher sich offenbarte. Das gespannte Verhältnis zwischen dem König und dem Kaiser Leopold I. darf nicht zu beleidigenden Urtheilen über den persönlichen Charakter weder des einen noch des andern verleiten: falls sich Niemand in die Sache gemischt, falls diese beiden Herrscher nur einander persönlich und aus eigenem Antriebe ihre gegenseitigen Wünsche und ihrer Staaten Bedürfnisse ausgedrückt hätten, lässt sich nicht einen Augenblick zweifeln, dass sie das Mass und die Art gegenseitiger Befriedigung gefunden hätten. Man muss aber wohl beherzigen, dass weder der eine noch der andere ganz unabhängig zu handeln im Stande war. Wer weiss nicht, wie eifrig hinter den grossen öffentlichen Thaten des Königs die kleinliche selbstische und an nichts zweifelnde Politik der Königin Maria Kasimira sich regte, die durch ihre Launen und hochfahrenden Ansprüche dem König seit jeher, seit seinen Bannerträger- und Marschalls-Zeiten, das Leben sauer machte, und seine höheren Gedanken und Pläne stets zu kreuzen und zu verwirren bereit war. Kaiser Leopold dagegen, wiewohl in dieser Hinsicht

freier, stand unter dem drückenden Einflusse des Hofes, der höfischen Schmeichler, der durch das Misslingen so mancher Pläne gereizten Diplomaten, und der gedemüthigten, doch überaus eifersüchtigen Feldherrn z. B. eines Hermann von Baden, — kurz unter dem Einflusse seiner ganzen Umgebung, die keine Macht zu geben vermögend, das bot, was sie zu bieten vermochte, Anregungen zum Stolz und herabsetzender Behandlung eines »Wahlkönigs.« Das sind aber Dinge, die bis zum Augenblicke noch nicht hinlänglich aufgeklärt worden sind, über die sich also mehr muthmassen und rathen, als auf festen Grundlagen behaupten lässt. Nur so viel kann man mit Sicherheit annehmen, dass König Johann III. schon einen Tag nach dem Siege sichtlich verstimmt und verbittert die Stadt und das Lager verliess. Zwar fehlte es nicht an Vorwänden, die den eiligen Aufbruch hinlänglich rechtfertigen konnten, wie die Verfolgung des Feindes, die verpesteten Ausdünstungen im Lager, Mangel an Futter und Wasser für die Pferde etc. etc., doch ohne Zweifel bildete das den hauptsächlichsten Beweggrund, was der König in seinem Briefe derart formuliert: »Der Kaiser ist auf der Donau nur anderthalb Meilen von da entfernt. Ich merke, dass er ungern mit mir zusammentreffen möchte, wahrscheinlich ob seines pomphaften Aufzuges. Doch wünscht er so schnell als möglich in der Stadt zu sein, um das Te Deum anzustimmen; und deshalb gehe ich ihm aus dem Wege.«....

Nachdem der König nur noch eine Nacht, nämlich vom 13. auf den 14. September, im türkischen Lager zugebracht hatte, brach er Dienstag den 14. mit Tageshelle mit seinem Heere auf, und längs der Donau nach Ungarn ziehend lagerte er an demselben Tage bei Schwechat. Indessen war Kaiser Leopold an demselben Tage zu Schiffe bis Wien gekommen, hielt seinen Einzug in die Stadt, und sagte seinen Dank feierlich im St. Stefansdome und in der loretanischen Kapelle der Augustiner für den errungenen Sieg. Zugleich wurden an diesem Tage Berathungen über das Zusammentreffen und die Begrüssungen des Kaisers mit dem Könige gepflogen. Es thürmten sich Schwierigkeiten auf, die nach der damaligen Etikette fast unübersteiglich schienen, bis der König selbst den gordischen Knoten löste. Es drückt sich auch Niemand diesbezüglich treuherziger und klarer aus, als der König selbst, dessen Worte wir nun folgen lassen:

».... Da ich nun, (schreibt der König in seinem Briefe vom 17. September) mit dem Kaiser zusammenzutreffen nicht hoffte, indem er noch vor der Entscheidung stets erwartet wurde, doch die Ankunft von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde verlegte, schickte ich mit einem Kompliment und Gruss Seine Hochwürden den Vicekanzler (Gniński) und übersandte durch selbigen ein Türkisches Feldzeichen zum Andenken unseres glücklichen Sieges. Als der Vicekanzler vor die Stadt gekommen war, hielt er in einem öden Garten, und erwartete daselbst die Ankunft des Kaisers, dem er zuvorgekommen war; inzwischen hatte Fähnrich Jaskulski, der ihm das Feldzeichen nachtrug, dasselbe so unachtsam und nachlässig im Garten niedergesetzt, dass es ihm gestohlen wurde; mit dieser Botschaft hatte man mich zwei Meilen weit eingeholt; so musste ich ein anderes

Feldzeichen, das ich für mich behalten wollte, schicken. Doch habe ich deren noch zwei. Nachdem der Vicekanzler auf dem Pflaster richtiger auf Buchsbaum genächtigt hatte, denn Niemand hat ihn in die Stadt geladen, (aber auch wir hatten ähnlicher Nächte vier), betrat er am nächsten Tage die Stadt. Da kommt um Mitternacht Galecki wie toll, zu mir von Schaffgotsch gesendet, der Kaiser sei sehr gekränkt, dass ich durch den Vicekanzler mit ihm verhandeln will, er aber nicht mit meinem Botschafter, sondern mit mir selbst eine Unterredung wünscht: ich sollte an den Vicekanzler schreiben, dass er bis auf weitere Erklärung, was und warum es geschieht, warte. Als ich damit fertig war, kommt etwa zwei Stunden darnach Herr Schaffgotsch selbst. Bei Gott, es ist ein Irrthum unterlaufen! Das Missverständnis kommt von Galecki, der sagte, dass der Vicekanzler im Namen des Königs, nicht aber der König persönlich mit dem Kaiser reden will. Als ich sah, dass man nicht Farbe bekennen wollte, und was anderes vorschützte, als was man im Sinne hatte, erklärte ich, »dass ich mit Monarchen und Fürsten und andern je nach Bedarf selbst verhandle. Der Vicekanzler antwortet in meinem Namen nur Commissarien, Städten, Kapiteln etc. etc.; euere Skrupeln sind somit überflüssig. Doch saget mir nur, was euch noththut, was ihr wollt, und warum ihr um den Brei gehet? Wohl geht es euch um die rechte Hand; doch für alles findet sich ein Ausweg, man braucht nur offen zu sein.« Da entgegnete Herr Schaffgotsch, dem sei wirklich so; der Kaiser könne die rechte Hand nicht bieten, zumal in Anwesenheit von Kurfürsten, die die Reichsstände repräsentieren. Ich sagte ihm, dass ich heute mit dem Heere aufbrechen werde: sobald sich nun der Kaiser nähern wird, werde ich ihm vom Heere entgegenreiten, und wir werden uns von den Rossen herab begrüssen und so einander gegenübertreten, ich von meinem Heere und er von dem seinigen und von Wien aus; er umgeben von den Kurfürsten, ich von meinem Sohne, den Senatoren und Feldherrn. Der Ausweg fand beifällige Annahme und es geschah auch so.«

Den folgenden Tag am 15. September, »kam der Kaiser in Gesellschaft des Kurfürsten von Baiern, denn der von Sachsen war schon fort; um ihn waren auch viele Hofkavaliere, Beamten und Minister: hinter ihm Trabanten, vor ihm Trompeter und sechs bis acht Pajuken. Er ritt einen Braunen spanischer Raçe, und trug einen französischen Hut mit einer Agraffe und weissen und ziegelrothen Federn; die Agraffe bestand aus Saphiren und Diamanten, ebenso der Degen. So begrüssten wir einander genug artig; ich sagte ihm mit einigen Worten in lateinischer Sprache ein Kompliment, worauf er in derselben Sprache recht geläufig antwortete. Als wir so einander gegenüber standen, stellte ich ihm meinen Sohn vor, der sich näherte und grüsste. Der Kaiser rückte aber nicht einmal mit der Hand an den Hut, was mich fast erstarren machte, als ich es sah. Dasselbe that er allen Senatoren und Feldherrn, ja selbst seinem Verwandten dem Fürsten Wojewoden von Belz (Konst. Wiszniowiecki).«

»Es ziemte mir aber nicht anders, um jedem Skandal vorzubeugen und der Welt nicht zur Freude und zum Gespötte zu dienen, als dass ich noch

einige Worte sprach, sodann das Pferd wandte und meinen Weg fortritt. Ihn aber geleitete dsr reussische Wojewode (Feldherr Jablonowski) zum Heere, das er zu sehen wünschte; er besichtigte denn auch unser Heer, welches sehr wehleidig und laut klagte, dass er nicht einmal den Hut lüftend ihm die viele Mühe und die grossen Verluste lohnte.«

Was den Kaiser Leopold veranlasste den Prinzen Jakob und in ihm seinen königlichen Vater zu demüthigen und zu verletzen, dafür liegen uns keine ausdrücklichen und über jeden Zweifel erhobenen schriftlichen Zeugnisse vor. Wenn wir aber alle damals umlaufenden Remarquen und Andeutungen zusammenfassen, so gelangen wir leichtlich zum Schlusse, dass der Kaiser und sein Hof sowohl den König als auch den Prinzen von ihren besonders in den Augen des kaiserlichen Hofes allzu hochstrebenden Plänen und Wünschen — vielleicht gar schon Entschlüssen und Ansprüchen — abschrecken wollten. In geheimen Briefen der damaligen Diplomaten finden wir schon im Jahre 1682 Erwähnung von einer geplanten Verbindung zwischen dem Prinzen Jakob und der kaiserlichen Prinzessin Antonie, was die Folge und der Preis des polnisch-österreichischen Bündnisses sein sollte. Es ist leicht einzusehen, dass bei der grossen Reizbarkeit und dem Argwohn des polnischen Adels von dergleichen Plänen des Königs kein Wort öffentlich verlautbaren durfte. Das ist auch der Grund, dass wir dessen weder in officiellen noch in halbofficiellen Schriften nicht im geringsten Erwähnung finden. Aber man wird nicht irren, wenn man annimmt, dass dem königlichen Paare, besonders aber der Königin, die eine derartige Politik auf eigene Hand zu führen nie Anstand genommen, ein derartiger Gedanke sehr schmeichelhaft und wünschenswerth erscheinen mochte; ja es konnten sogar in dieser Beziehung vielleicht welche Schritte gethan worden sein. Diese Meinung scheint ein Brief des Kaisers Leopold I. vom 13. September, also tags nach dem entscheidenden Kampfe, den er von Dürenstein an den König richtete, zu bestätigen. Es äussert darin der Kaiser, dass er die dem Abt von Oliwa, Michael Hacki, anvertraute Angelegenheit zur Wissenschaft genommen und seine diesfällige Meinung dem Genannten mündlich mitgetheilt habe. Diese im Briefe so geflissentlich und sorgfältig verheimlichte Angelegenheit konnte nur eine von so zarter Natur gewesen sein, wie die, die wir uns zu muthmassen erlaubten, und war es auch wahrscheinlich. Die Wahrscheinlichkeit wird grösser, wenn man bedenkt, was sich auch genau nachweisen lässt, dass der Abt Hacki kein öffentliches Amt bekleidete, sondern blos ein vertrauter und ergebener Freund der königlichen Familie war. Diese und dem ähnliche Gründe mochten wohl den Kaiser zu der erwähnten Kälte und Zurückhaltung gegen den König und dessen Sohn veranlasst haben. Mochten nun die Gründe welcher Art immer sein, wahr bleibt es, dass dieses Entgegenkommen nicht nur den König, sondern auch die Feldherrn und selbst das gesammte Heer aufs äusserste verletzte. Unser Artillerist äussert sich zwar kurz aber vielsagend darüber, wie folgt:

»Mittwoch den 15. September ritt der Kaiser dem Könige entgegen, den er im offenen Felde vom Pferde herab angesichts unseres Heeres begrüsste;

dabei beglückwünschten sie sich gegenseitig. Dann ritt er die ganze Fronte herab und die Soldaten fühlten sich durch den österreichischen Stolz beleidigt, den ausser vor dem Könige lüftete er vor Niemandem sonst den Hut.«

Prinz Jakob beschreibt in seinem lateinisch verfassten Tagebuche, so manches verschweigend, kleinlaut die unliebsame Begegnung auf folgende Weise: ».... An diesem Tage ritt uns der Kaiser, begleitet von einer zahlreichen Suite, entgegen. Um ihn war der Herzog von Lothringen, der Kurfürst von Baiern, sodann einige Minister wie der Baron Zinzendorf, Harrach u. a. Voran schritten zwei Trompeter, die durch den Schall ihrer Trompeten die Ankunft des Kaisers verkündeten. Mit einem solchen Gepränge ritt er langsam auf den König zu; als er also sich genähert, begrüsste er den König und sprach ihm seinen Dank für seine und seines Reiches Rettung aus. Darauf entgegnete der König mit der allergrössten Zuvorkommenheit. Nun trat ich heran, um ihm meine Verbeugung zu machen; doch vielleicht verdeckten ihm seine überlangen bis an die Schultern herabhängenden Federn die Augen, dass er mich nicht bemerkte, oder er fürchtete, dass mit ihm sein wildes Ross, das er mit beiden Händen lenkte, nicht durchgehe, falls er mit der einen Hand an den Hut gegriffen hätte. Ich kann mir wahrlich die Ursache dieser Unaufmerksamkeit nicht erklären. Die Österreicher sind darüber verschiedener Meinung und die Sache ist bis jetzt noch nicht entschieden.«

Es bot sich auch Gelegenheit die Sache aufzuklären, denn der König unterliess es nicht darüber Aufschluss zu verlangen. In einem der späteren Briefe (vom 15. October) berichtet der König darüber, und giebt an, welcher Art die Satisfaction gewesen.... »man entschuldigte sich«, »dass ich mich zum Könige neigte ihm die Hände entgegenstreckend, weshalb ich nicht so schnell den Hut abnehmen konnte«« »wobei man die Einladung machte, man möge ihn (den königlichen Prinzen) an den kaiserlichen Hof schicken, wo ihm dies alles ersetzt und er der höchsten Ehren theilhaftig werden soll.« Ausserdem suchte der Kaiser die Spuren dieser fatalen Zusammenkunft auch dadurch zu verwischen, dass er drei Tage später d. i. den 18. September dem Prinzen einen schönen mit Edelsteinen reich besetzten Degen zum Geschenke sandte.

Keiner von den damaligen deutschen Berichterstattern berührt die Sache von ihrer unangenehmen Seite, und dies von ihrem Standpunkte zu urtheilen, mit Recht. Vaelckeren, der bereits angeführte Reichshistoriograph, giebt die Ansprache des Kaisers, die als die streng offiziöse Wiedergabe der kaiserlichen Enuntiation und Dankbarkeit hier nach dem Lateinischen folgen mag: »Zuerst nahm der Kaiser das Wort und sagte in beredten Worten dem König seinen Dank für die viele Mühe, mit der er mit den seinigen einen so langen Weg machend einen so treuen Beistand gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit zu leisten geruhte, dessen alleinigem Verdienste nach Gott der glückliche Entsatz Wiens zu verdanken ist: wofür nicht nur der Kaiser, sondern die ganze Christenheit dem König vollends verpflichtet ist: dadurch hat sich

der König für alle Zukunft und die fernsten Geschlechter einen unsterblichen Ruhm bereitet.«

Den Inhalt der kaiserlichen Worte bildet also: der Dank für den geleisteten Dienst, die vollste Anerkennung, dass der König nach Gott die Stadt Wien erlöst hat, und die Vermachung seines Ruhmes an die Nachkommen. Dies muss sich stets mit dem steinernen Monumente auf den Feldern von Schwechat, welches an der Stelle des Zusammentreffens des Kaisers mit dem Könige aufgestellt wurde, und bis auf den heutigen Tag dort besteht, verknüpfen; das Bewusstsein dessen soll bei der Nachkommenschaft immer allgemein und lebendig sein, denn sie ist König Johann III. Dankbarkeit und unsterblichen Ruhm schuldig, wozu sie der Kaiser durch sein Wort verpflichtet hat. Es dürfte somit aufhören jene kleinliche und geradezu niedrige Herabsetzung, die man leider nur zu oft, wohl nicht beim Volke, sondern bei »den Pharisäern und Schriftgelehrten«, antrifft.

Andererseits mag das Hauptsächliche und unumstösslich Wahre zum ewigen und bewusten Eigenthum des Volkes werden, dagegen Kleinigkeiten, persönliche Unzukömmlichkeiten, und alle derartigen geschichtlichen Abfälle, Privatbesitz der Gelehrten bleiben.

* * *

Die Fortsetzung des Feldzuges; die Schlappe und die Schlacht bei Parkany; die Eroberung von Gran.

Durch den Entsatz Wiens und die Zurückweisung der Türken aus den Grenzen Österreichs nach Ungarn, wie sie es vor dem Beginne des letzten Krieges besetzt hatten, wurde eine grosse Kriegsthat vollbracht und die Gewalt der türkischen Übermacht gebrochen. Gesprengt ward die beengende Kette der eisernen Nothwendigkeit und drohenden Gefahr, die so viele »Herrscher« trotz allem Trachten nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu einer einheitlichen Masse zusammenrückte. Jeder der Verbündeten erreichte die volle Freiheit des Handelns, obgleich der Verdienstvollste von allen, der König von Polen, am wenigsten derselben froh sein konnte, denn sein persönliches und vom allgemeinen getrenntes Interesse: Podolien mit Kamieniec wieder zu erlangen und den polnischen Staat von dem Eingreifen der Türken in dessen innere Verhältnisse zu befreien, lag noch in weiter Ferne, und schien erst nur möglich geworden zu sein. Den Krieg mit den Türken fortzusetzen wurde für die anderen Verbündeten überflüssig, für den Kaiser nicht dringend und mehr Sache der Bequemlichkeit und des Nutzens als der Nothwendigkeit; für Polen dagegen und dessen König sollte der Krieg eigentlich erst beginnen. Es löste sich somit die militärische Einheit, und die speziellen politischen Interessen eines jeden der Verbündeten traten auf einmal in den Vordergrund, und übten

stets nachdrücklicher auf die Beschlüsse jedes einzelnen der Verbündeten, auf die Gebahrungen der Diplomaten und den weiteren Verlauf des Krieges ihren Einfluss. Der Kurfürst von Sachsen hatte seine Gründe dafür, dass er gleich nach der Ankunft des Kaisers, von demselben sich blos brieflich verabschiedend, am 15. September mit dem Heere nach Klosterneuburg rückte. Dasselbe that auch bald sein Verwandter der Herzog von Sachsen-Lauenburg, der den kaiserlichen Dienst aufgab. Bald schied auch der Fürst von Waldeck, und mit ihm das fränkische Heer, dessen Führer er war. Auch der jugendliche und kriegslustige Kurfürst von Baiern, Max Emanuel, ohne sich persönlich zurückzuziehen, wollte sein Heer in die Heimath zurücksenden, und nur den dringenden Bitten und Vorstellungen des Herzogs von Lothringen gelang es ihm dahin zu bringen, dass er wenigstens das Fussvolk bei sich behielt, die Reiterei aber dennoch nach Hause beorderte.

Nicht also gedachte der König von Polen den Krieg zu führen. Noch in der Nacht den 13. September schrieb er die vielsagenden Zeilen: »Wir werden heute d. i. den 14. dem Feinde nach Ungarn nachsetzen;.... die Kurfürsten wollen mich nicht verlassen.« Am 15. hatte sich aber die ganze Sachlage verändert. Alles dies brachte die Ankunft des Kaisers; zwar nicht so sehr sein eigenes persönliches Wirken, als vielmehr die Einflüsse seiner Minister, Räthe, Höflinge, und besonders der Diplomaten, die über die Feldherren, besonders aber über den bedeutendsten derselben, über den Herzog von Lothringen wieder die Oberhand gewannen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser allein ganz die Ansicht des Königs theilte und zur raschen und möglichst energischen Kriegsführung rieth, um die schöne den Operationen äusserst günstige Herbstzeit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Wenn also in diesem Feldzuge noch einige Erfolge erreicht wurden, so war dies dem Rathe, der Energie und Unterstützung des Herzogs Karl zu verdanken. Die anderen kaiserlichen Räthe, nachdem sie das Türkenfieber überstanden, schienen nur allzu sehr der Warnung Jörgers zu gedenken, dass nach der Niederwerfung des Feindes mit Hilfe eines Bundesgenossen, letzterer zur grössten Last werde, und es die erste und vornehmste Sorge sein muss sich des Bundesgenossen und Freundes zu entledigen. Die folgenden Briefe des Königs strotzen von Unzufriedenheit und Klagen sowohl über die Vernachlässigung seiner Person und des Heeres, als auch der ganzen Kriegsangelegenheit, wozu es ohne Zweifel genug und triftige Gründe gab.

Am 14. September war das Heer von Wien aufgebrochen und erst am 20. stand es an der Donaufurth bei Pressburg. Es waren also sieben Tage nothwendig, um eben soviele Meilen zurückzulegen. Die Brücke traf man hier noch nicht fertig, die, um das Heer auf die Insel Schütt zu setzen, von Tuln herabgeflösst werden sollte. Der König musste also auf die Brücke bis zum 24. warten. Er besichtigte mittlerweile die Stadt Pressburg und hielt sich daselbst bis zum dritten Tage auf. Am 26. begann das Heer über die Donau auf die Insel Schütt zu setzen, auf der es gegen Komorn bis St. Peter vom König geführt

wurde. Hier überliess der König am 28. die weitere Führung des Heeres gegen Komorn Felix Potocki, er selbst aber machte in Gesellschaft des Kronfeldherrn Jabłonowski und des Generals der Artillerie Kątski einen Ausflug nach Raab, um diese berühmte Festung zu besichtigen. Am 1. Oktober war er bereits zurück beim Heere, welches inzwischen vor Komorn lagerte, wo es auch die Brücke fertig fand. Den 2. Oktober besichtigte der König die Festung Komorn, wo er mit Zuvorkommenheit empfangen wurde, ausser vom Kommandanten Grafen Hofkirchen, auch von Starhemberg, welcher für die mannhafte Vertheidigung Wiens vom Kaiser mit dem Feldmarschallstitel und 100,000 Gulden belohnt wurde, und zur Zeit als Befehlshaber der kaiserlichen Infanterie in Komorn verweilte.

Am 3. Oktober begann das polnische Heer über die Brücke auf das linke Donauufer zu setzen, womit es am 4. fertig wurde, worauf unverzüglich auch das kaiserliche Heer unter Herzog Karl von Lothringen hinübersetzte. Dünewald führte die Reiterei, Starhemberg und Ludwig von Baden die Infanterie. In den letzten Tagen des September strengte der Herzog von Lothringen sowohl durch Briefe als auch durch Entsendung des Herzogs Ludwig von Baden alles an, um den Kurfürsten von Baiern, der an der Ruhr krank zu Brünn sich befand, mit seiner Infanterie zur Cooperation zu bewegen, und durch dessen Vermittelung den Führer des fränkischen Fussvolks, Fürst Bareit, wenigstens dahin zu bringen, dass er mit seinen Fusstruppen, wenn auch nur zum Scheine und passiv sich betheiligend dem Heere folge. Es kamen auch frische polnische Truppen, namentlich eine Fahne Josefs Lubomirski, des Starosten von Sandomir, und Kosaken unter Mężyński und Worona. So war die verbündete Armee am 6. Oktober am linken Ufer bei Komorn wieder beisammen. Das Heer brauchte also, um die Strecke von Wien bis Komorn, welche 20 Meilen betrug, zurückzulegen, und sich zusammen zu finden, 21 Tage, was nach des Königs Erachten ein grosser Zeitverlust war. Ausserdem störte die Vermeidung gemeinsamer Berathungen, die Hinaussetzung von Beschlüssen, wie man weiter handeln und nach welcher Seite sich wenden sollte, das gute Einvernehmen zwischen den Führern, und erfüllte den König mit Ungeduld, der, wenn nach seinem Sinne gehandelt worden wäre, längst vor Ofen an die gänzliche Vernichtung des Grosswessirs sich gewagt hätte. Schon am 19. September schreibt der König von Hainburg diesbezüglich wie folgt: »Ich wünsche geradeaus nach Ofen, der Hauptstadt Ungarns und einem in der ganzen Welt berühmten Orte. Wohl werden wir das eine und das andere mal die Donau überschreiten müssen, aber das wird keine Schwierigkeiten bieten, denn die Brücke wird überall auf der Donau neben uns geflösst; es erwächst uns aber daraus der grosse Vortheil, dass wir auch Gran belagern und mit Gottes Hilfe beiden Aufgaben werden entsprechen können. Andere meinen, dass man früher Neuhäusel belagere, besonders da es so nahe von Wien liegt, und man davor bereits im Frühjahr zog und nach einigen Tagen wieder abtrat. Doch an Neuhäusel ziehen wir noch später während des Rückmarsches vorbei, und wenn

der Pascha von Ofen sich nicht mit dem ganzen Heere da hinein wirft, und wenn sich eine gute Gelegenheit darbietet, können wir auch dort unser Glück versuchen.« Doch man schien im Rathe der Kaiserlichen anfänglich diesen Plan des Königs nicht zu theilen, und bei dem Entschlusse Neuhäusel zu belagern zu verharren. Es schreibt nämlich 9 Tage später am 28. September der König: »Wir werden noch bei Komorn über den Fluss setzen, welches nur zwei Meilen von Neuhäusel, das wir belagern sollen, entfernt ist.«

Es wogten also auf und ab die Entschlüsse, und wurden zum grössten Verdruss des Königs nur zu sehr aufgeschoben. Es vermeldet darüber unser Artillerist unter dem 4. Oktober, als das Heer bereits bei Komorn in vollem Zuge über die Donau war, in seinem Tagebuche folgendes: »am 4. Oktober setzte der letzte Tross hinüber; hier blieben wir stehen, da noch kein endgültiger Entschluss gefasst wurde, ob wir die Donau herab oder gegen Neuhäusel ziehen sollten.«

»Dienstag den 4. Oktober wurde beschlossen, die Donau, insofern es Gott gestattet, vom Feinde frei zu machen. Das kaiserliche Heer setzte herüber, und wir zogen eine kleine Strecke weiter.«

»Mittwoch den 6. Oktober marschierten wir den ganzen Tag und das kaiserliche Heer rückte uns nach. Indessen versicherten alle Kundschafter, dass diesseits der Donau keine bedeutenderen türkischen Truppenkörper sich befinden, ausgenommen einige hundert Janitscharen, die zur Besatzung des Städtchens Parkany zurückgelassen wurden; gegen diesen Ort also richteten wir unseren ersten Anschlag, und zwar deswegen, weil zwischen ihm und Gran die Donaubrücke sich befand.«

So kam der 7. Oktober, ein verhängnissvoller Tag, ein Tag einer unseligen erlittenen Schlappe, die, wie sie dem polnischen Heere und dessen bis nunzu im vollsten Siegesglanze strahlenden Könige nicht nur einen bedeutenden Verlust an Menschen, sondern auch Demüthigung und grosse Niedergeschlagenheit brachte, den damaligen deutschen Führern aber viel eher Schadenfreude bereitete und ihrer Eigenliebe schmeichelte, als dass sie dem wackeren Bundesgenossen gerechtes und aufrichtiges Mitgefühl gezollt hätten, ebenso bis auf den heutigen Tag ganz standhaft zur Verdunkelung des Ruhmes des allzu »glänzenden« Verbündeten ausgebeutet wird. Damalige und jetzige Schriftsteller erheben von Misgunst und Neid getrieben die momentane Schlappe mit Vorliebe zur Grösse einer bedeutenden verlorenen Schlacht. In Wahrheit war es nur ein untergeordnetes Ereignis wie es im Kriege nicht selten vorkommt, eine Niederlage der Vorhut, ohne, wie die Folge zeigte, irgend einen Einfluss auf den sonstigen Gang des Krieges geübt zu haben, und war nur insofern bedeutend, als der König persönlich darin verwickelt war. Um die ganze Angelegenheit ins rechte Licht zu setzen, will ich die an der Affaire betheiligten Augenzeugen anführen. Zwar sind es lauter Polen, denn von den Deutschen war nur General Dünewald persönlich daran betheiligt, welcher aber kein schriftliches Zeugnis zurückgelassen hat. Dinkowski, (von dem der König selbst im Jahre

1688 geäussert hat »Herr Diakowski faselt unsinniges Zeug«,) will ich aus dem Spiele lassen, und neben den Worten des Königs nur noch die bündige und allgemein gehaltene Schilderung meines verehrten Artilleristen anführen. Die Relation des Feldherrn Jablonowski (bei Zaluski) stimmt fast in allem mit der Schilderung des Königs überein, und das Tagebuch des Prinzen Jakob bietet auch keine Widersprüche. Bemerken will ich noch, was von Bedeutung ist, dass der Prinz Jakob in seinem Tagebuche, als er den Führer der Vorhut namhaft machen sollte, nur die erste Silbe »Cas« niederschrieb, die er mit dem Finger sogleich löschend einen leeren Raum zurückliess, was sich noch an einer andern ähnlichen Stelle wiederholt. Wahrscheinlich hat er vom Vater die Weisung erhalten den Namen desjenigen, der durch seine Unvorsichtigkeit die Hauptschuld an der Niederlage trug, nicht zu nennen. Jedoch der Kronfeldherr Jablonowski, der von früher her dem Kastellan von Sandomir Stefan Bidziński nicht gut war, zeigt nicht dasselbe Zartgefühl, und schreibt dessen Namen ganz aus. Der Prinz machte nur den Anlauf zu »Castellanus Sendomirensis«, doch liess er dann die Sache aus irgend welchem Grunde immer auf sich beruhen.

Wir wollen nun zu der eigentlichen Beschreibung zurückkehren. Der General (meines Dafürhaltens) der Artillerie schreibt:

»Donnerstag den 7. Oktober war der König sehr früh aufgebrochen in der Absicht ohne Unterbrechung Parkany zu erreichen, und dort den Herzog von Lothringen zu erwarten, der auch mit dem Heere heranrückte. Indessen liess er rekognosciren und auskundschaften, was für Kräfte in Parkany wären. Es rückte also die Vorhut gar nahe an den Feind heran, von dem man wegen einer maskirenden Terrainsenkung nichts hatte bemerken können. Gegen alle Erwartung stiess man auf ein in voller Schlachtordnung entwickeltes, 35,000 Mann Kerntruppen zählendes, und von sieben Paschas angeführtes Türkisches Heer.«

»Denn der Grosswessir hatte auf die erste Kunde, dass unsere Truppen auf diese Seite setzen, nur eine geringe Zahl in Ofen bei sich behaltend die möglichst grösste Zahl abkommandiert, damit man uns, sei es, dass wir gegen Ujwar, sei es gegen Parkany ziehen, im Auge behalte. Das Kommando führte Karamechmet Pascha. Davon hatte Niemand Kunde gebracht, und es schien geradezu unmöglich, dass sich der Grosswessir, ohne noch zu wissen, wohin wir uns wenden werden, so sehr entblösse.«

»Einer solchen Macht gegenüber war es unmöglich Stand zu halten; das kleine Häuflein kämpfte jedoch eine Weile mit grosser Entschlossenheit Widerstand leistend, doch nicht ohne grosse Verluste, namentlich unter den Dragonern, welche von den Pferden absitzend nicht ausreichen konnten und überdies von den zurückfliehenden Trossknechten, die der Stellungnahme wegen vorgeschoben worden waren, in Verwirrung gebracht wurden.«

»Aus Gottes Zulassung, zur Strafe der Sünden mussten die unsrigen also weichen, und auf das Fussvolk sich zurückziehen.«

»Im rechten Augenblicke begannen unsere Fusstruppen und die kaiserliche

Reiterei anzurücken, da sich aber der Feind zurückzog und die Dämmerung bereits anbrach, schien es unrathsam an einem so unglücklichen Tage irgend einen weiteren Versuch zu machen. Wir zogen uns also an die Donau zurück und brachten daselbst die Nacht zu.«

An demselben Tage, denn am 7. Oktober, schreibt der König vor dem Aufbruche nach Parkany an die Königin unter anderen:

»Die Deutschen hatten zuerst in ihrem Rathe in Wien beschlossen gegen Neuhäusel zu ziehen; jetzt aber machen sie tausenderlei Schwierigkeiten geltend, und wollen nicht hin, indem sie bereuen, dass sie nicht auf meinen Rath hörend geradeaus auf Ofen marschiert sind, wo wir zur Stunde den Grosswessir wohl schon zum zweiten Mal geschlagen hätten, der während seines dortigen Aufenthaltes den Han absetzte und in Verbannung schickte, und einen der jüngeren Sultane an seine Stelle setzte. Des Sultans Verzeihung hat der Wessir unter der Bedingung, dass er ihm keine Festung mehr verliere, erlangt. Wir werden jetzt doch gegen Ofen, aber diesseits der Donau, und gegen Tököly ziehen, zu dem der Wessir die ganze Horde sandte, die bereits die Brücke bei Ofen überschritten hat und auf derselben Seite mit uns sich befindet; ja unsere Vorposten und Streifpatrouillen raufen bereits mit dem Feinde.«.....

Im Briefe vom 8. Oktober berichtet er gleich nach dem Vorfall hinlänglich ausführlich und genau an die Königin wie folgt:

»Der gestrige Tag war für uns nicht sehr günstig. Ich brach meiner Gewohnheit gemäss mit Tagesanbruch gegen die Türkenbrücken auf, und sandte an den Herzog von Lothringen den Abbé Zebrzydowski, auf dass er uns mit seiner Reiterei auf dem Fusse folge. Der Vorhut gab ich den Befehl vorwärts zu gehen,' die Boote für die Kosaken auf der Donau in Beschlag zu nehmen, und eine Meile von der Brücke auf mich zu warten; sie sollten früher an mich berichten, falls man aus dem Städtchen, welches an der Brücke liegt und Parkany heisst, auf die andere Seite nach Gran flüchten und die Brücke hinter sich niederreisssen wollte, auf dass wir dieses Städtchen besetzen; wenn sich aber daselbst irgend Truppen finden sollten, die Widerstand zu leisten bereit wären, so sollte man in Entfernung einer Meile Halt machen, und die kaiserliche Infanterie als auch die Artillerie, die noch einige Meilen von uns entfernt war, abwarten. Die Vorhut aber, ohne auf Nachricht zu warten oder mich zu verständigen, rückte bis zur Brücke, wo sie auf das türkische Heer stiess, welches erst diese Nacht über die Brücke gesetzt hatte. Man begann sogleich zu scharmützeln. Bald kam der Reussische Wojewode (Jablonowski) auf den Kampfplatz, der die Dragoner von den Pferden absitzen liess; als aber aus dem Gestrüpp ein grösseres türkisches Heer hervorbrach, war es unmöglich sich zurückzuziehen, denn es wäre die Vorhut sammt den Dragonern vernichtet worden. Es wurde nun zu mir ein Bote nach dem andern um Hilfe geschickt. Als ich nun mit den Abtheilungen, die ich bei mir hatte, ohne Infanterie und Artillerie, die zurückgeblieben waren, (man hat mir auch nicht berichtet, dass das türkische

Heer gross war) angerückt kam, griffen sie die Vorhut an und setzten ihr so zu, dass sie die Dragoner im Stiche lassen musste.«

»Ich ordnete indessen die Truppen, welche ich bei mir hatte, in ein Treffen. Da zeigte sich erst der Feind und stellte sich in einer Entfernung von nur hundert Schritten von uns auf. Wir zählten nicht einmal 5000, denn die einen wurden getödtet, die andern waren gestorben, wieder andere krank und der bei weitem grösste Theil war beim Tross, bei den Ochsen, Kühen, Schafen und der Beute. Ich hielt also ohne mich zu rühren, und sandte inzwischen fortwährend Boten an den Herzog von Lothringen und an unsere Fusstruppen. Ich ordnete nun selbst, den Reussischen Wojewoden an den rechten, den Krakauer (Felix Potocki) an den linken Flügel und den von Lublin (Martin Zamoyski) im Centrum stellend, das Heer, wie ich es konnte, das gar miserabel und verwirrt aussah. Da kam der Reussische Wojewode herangesprengt, und beschwor mich bei Gott und dem Vaterlande, dass ich mich frühzeitig sichere, denn er bemerkte eine grosse Confusion in dem Heere: es war dem auch so, denn die Dragoner wollten mit Gewalt nicht absitzen, andere Fahnen wieder nicht dahin gehen und dort sich aufstellen, wo sie beordert wurden. Mir aber kam es weder in den Sinn, noch ziemte es sich, nachdem ich einmal mit dem Heere gekommen bin, es daselbst zurückzulassen und selbst sich aus dem Staube zu machen. Ich stand also neben dem General Dünewald, der allein nur von dem kaiserlichen Heere gekommen war und die Haltung des Feindes beobachtete. Dieser Dünewald schickte nun Boten über Boten an den Herzog von Lothringen, auf dass er uns etwas Cavallerie sende, die wir jedoch nicht erharren konnten. Indessen warf sich der Feind auf den Reussischen Wojewoden. Sein Flügel schlug ihn zurück. Er machte nun einen abermaligen Versuch: mit demselben Erfolge. Als der Feind zum dritten Mal angriff, gelang es ihm den Flügel zu umgehen und im Rücken zu fassen, während ihn andere in der Fronte verwirrten. Als nun dieser Flügel in der Verwirrung zu fliehen begann, rückte ich, bei den Husaren die grösste Sicherheit sehend (denn wie sollte man vor den Türken auf Gerathe wohl und wohin fliehen?) gegen diejenigen, die des Reussischen Wojewoden Flügel im Rücken gefasst haben, und mit Gottes Hilfe hätte ich sie auch zurückgeworfen. Aber kaum dass ich mich rührte und Front gegen den Feind machte, als mit einem Male das Centrum und der linke Flügel, obgleich dort kein Feind gegenüberstand, die Flucht ergriffen. Es heftete sich ihnen nun der Feind an die Sohlen; mit grosser Gewalt und ohne sich zu wenden jagte er sie mehr, denn eine halbe Meile in der Richtung unserer Infanterie und des kaiserlichen Heeres. Mich haben alle aufgegeben, obgleich ich rief, schrie und sie aufzuhalten suchte, wie ich nur konnte. Den Prinzen liess ich voraus fliehen, und war um ihn, als ich nicht sogleich von ihm Kunde erhielt, so sehr besorgt, dass ich fast zu vergehen glaubte. Ich selbst floh mit sieben anderen hinter dem Heere: in dieser Verwirrung stiess einer den andern vom Pferde, einer stürzte vor dem andern, wie es auch dem unglücklichen Wojewoden von Pommern (Denhof) ergieng, der dort mit nicht

wenig anderen blieb. Bei mir war der Kron-Stallmeister (Markus Matczyński), der Staroste von Luck (Athanasius Miączyński), die Herren Czerkas, Piekarski, Ustrzycki, aus meiner Husarenabtheilung, ein unbekannter Reiter, der unseren Rettungsanker bildete, und ich der achte. In unserem und dem ganzen kaiserlichen Heere hatte sich die Kunde verbreitet, dass ich auf der Wahlstatt geblieben: dass es nicht also geschehen, muss als Wunder aller Wunder betrachtet werden, wofür Gott der innigste Dank zu sagen ist, denn keine lebende Seele wollte sich nach mir kehren. Der Reussische und der Lubliner Wojewode und andere suchten mich nach verschiedenen Berichten unter den Todten. Damit aber solche Kunde nicht auch dorthin gelange, schreibe ich diesen Brief und berichte, dass ich nach Gottes Rathschluss wohlbehalten bin.«

»Wir zweifeln nicht, dass dem Feinde der Muth gewachsen ist, und dass auch der Wessir muthmasslich über den Strom zu setzen gewillt sein wird. Wir werden aber morgen mit Gottes Hilfe, wenn nur die kaiserliche Infanterie und das Geschütz anlangen möchte, dennoch Parkany und die Brücke angreifen.... Ich habe noch gestern dem Herzog von Lothringen gerathen, sogleich gegen den Feind zu rücken, obgleich ich mich vor grosser Erschöpfung und unsäglicher Mattigkeit kaum im Sattel hielt. Die Fliehenden haben mir die Arme und die Seiten mit Armschienen blau geschlagen; und was soll man von den Gräben Leichen, Trommeln, der fortgeworfenen Rüstung sagen, über das alles man in Sprüngen setzen musste. Aber der Herzog von Lothringen wollte nicht darauf eingehen, indem er vorschützte, der zweite Flügel sei noch nicht gekommen, obzwar er genug Zeit und Raum hatte, um zusammenzugehen, denn des Feldes gab es nur übergenug.«

So beschreibt der König dieses unselige Gefecht. Zur Verewigung des Andenkens an den tugendhaften und ritterlichen Reiter, dessen der König Erwähnung thut, will ich aus Diakowski's Tagebuche diejenige Stelle anführen, welche als Erläuterung der königlichen Äusserung dienen soll. Es heisst daselbst: .... »der König hätte bald das Leben gelassen, wenn der Kron-Stallmeister nicht mit Hilfe des Czerkas ihm unter die Arme gegriffen und ihn herausgebracht hätte, welcher so oft einer von den Soldaten an dem Könige vorübereilte ihm zurief. »Werthe Herren, ihr sehet, wer da ist, haltet an und decket ihn, es wird einen ausserordentlichen Respekt geben.« Doch jeder Vorüberfliehende entgegnete barsch und floh weiter. Ich schreibe dies nicht vom Sagenhören, sondern ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört und meine Augen haben darauf geschaut, denn ich floh selbst, zwar nicht unmittelbar mit dem Könige zusammen, doch nur etwas abseits mit dem königlichen Pagen Peter Rzecki. Da kommt ein Reiter gesprengt und will vorüber; es ruft ihm der Kron-Stallmeister kläglich zu: »»Herr Reiter, ihr seid aus des Königs Regimente; haltet doch an and decket uns; es wird euch grosser Respekt und Lohn; nur weichet nicht.«« Es hält nun der Reiter an, und bleibt im Rücken des Königs; da kommt ein Türke, der sich vorausgewagt hatte, mit der Lanze in die Nähe des Königs; der Kron-Stallmeister wendet sich um und ruft dem

Reiter zu: »»Erbarmet euch Herr Reiter und wendet euch gegen den Türken.«« Es wandte nun der Reiter sein Ross, und als er mit dem Türken in eine Linie gekommen, gab er Feuer und der Türke stürzte auf der Stelle. Nun setzten wieder zwei Türken dem Könige bei: auch gegen diese wandte sich der Reiter und die beiden Türken begannen um ihn sich zu tummeln; bald gesellten sich andere dazu, so dass sich um den Reiter ein Häuflein bildete und ich kann nicht sagen, ob er gefallen oder in Gefangenschaft gerathen ist; wir hörten nur zwei Schüsse in dem Haufen, und unterdessen gelang es dem Könige, unter dem das Pferd bereits aufzuhören begann, zu entfliehen.«

Am andern Tage liess der König den Reiter, seinen tapferen Vertheidiger, im ganzen Lager suchen, doch es war nicht möglich ihn weder lebendig zu finden noch seinen Namen zu erforschen, um ihn der Nachkommenschaft zu vermachen. Ob er gefallen oder in die Gefangenschaft gerathen, lässt sich nicht ermitteln; bis auf den Namen ist er verschollen, nur die mannhafte That, werth allen Zeiten zum Muster zu dienen, überlebte ihn. Der König ehrte im nächsten Briefe mit herzlichen Worten sein Andenken:

»Der wackere Reiter aber, dem ich grosse Gunst und Belohnung zugedacht, der einen Türken getödtet, einen andern wieder angeschossen hatte, die schon beide mich anrannten, der eine mit der Lanze, der andere mit dem Säbel, ist dem Geschicke nicht entronnen. Er verdient, dass man dort wenigstens zu Gott für ihn bete.«

So endete der 7. Oktober, der Tag der Niederlage bei Parkany. Zweimal während seiner ganzen kriegerischen Laufbahn (ausgenommen den Rückzug bei Warschau 1656) sah sich unser Held gezwungen in der Flucht sein Heil zu suchen: einmal als junger Feldherr im Jahre 1666 bei Mątwy, das andere mal wieder bei Parkany. In beiden Fällen war es die Vorhut, die in Folge fieberhafter Hast und Unvorsichtigkeit in einen Hinterhalt gerieth, und nachdrücklich geschlagen wurde. Im ersten Falle war er unter den Letzten, die flohen; im zweiten, ausgenommen den Reiter, der Letzte. In beiden Fällen setzte er sich persönlich der Gefahr aus, und »war dem Tode eine Spanne nahe.« Doch das sind Kleinigkeiten und Kriegs-Abenteuer, die dem Feldherrn eher zur Witzigung als zur Schande gereichen. Ein mitleidiges Lächeln verdient, der da meint, dass derartiges Stolpern den Ruhm des Helden von Beresteczko und Slobodyszcze, des Feldherrn von Podhajce, Bracław, Kalusz und Chocim, des Königs von Lemberg, Żórawno und Wien, in etwas zu schmälern vermöge!

Übrigens wog ein anderer Tag bei Parkany diesen unseligen reichlich auf; und die Scharte, die eine Schlappe geschlagen, ward durch einen Sieg glänzend ausgewetzt.

Der König meint, dass er noch denselben Abend bereit war auf die Türken loszuschlagen, obgleich er sich kaum im Sattel zu halten vermochte; doch besonnener war der Rath des Herzogs von Lothringen früher alle Streitkräfte zu versammeln. Traurig war die Nacht über dem Überdenken der be-

gangenen Fehler und Misgriffe verflossen. Freitag den 8. Oktober »stand den ganzen Tag das Heer traurig« durch Andachtsübungen, Predigten und Beichte vor Gottes Zorn sich demüthigend und den Geist zu der von dem König auf den nächsten Tag anberaumten Schlacht stärkend. Indessen musste der König im Kriegsrathe früher den seinigen, den polnischen Oberen, eine Schlacht liefern, deren grösster Theil der Meinung war, dass man trotz einer solchen Demüthigung den Feind aufgeben, und mit Schande beladen heimkehren soll, wie der Kurfürst von Sachsen mit Ruhm bedeckt zurückgekehrt war. Es darf auch ein derartiger Rath nicht befremden, wenn man bedenkt, dass in demselben Stefan Czarniecki, der Kriegsnotarius der Krone, ehemaliger Marschall der Konföderation von Gołąb, und »ihr dritter Feldherr«, der stets Sobieski gehässig war, das grosse Wort führte. Andere hatten wieder ihre eigenen Gründe, um unzufrieden und unwillig zu sein, und alle sehnten sich bereits nach der Heimath.

Doch der König gieng darauf nicht ein, und kanzelte recht barsch die allzuvorsichtigen »Herren Räthe« ab. »Ich sagte ihnen«, schreibt der König, »dass diesen Rath euch die Furcht eingiebt, dass obgleich das Heer gestern die Sache verdorben, es dieselbe morgen wieder gut machen wird, was keine Neuigkeit ist. Nehmet euch die Deutschen zum Muster, die unerschrocken im Handeln ebenso im Rathe sind; was die Glücksgöttin anbelangt, von der ihr da redet, die will ich wie einen Affen niedertreten, und — nur auf Gott vertraut, — morgen werdet ihr schon des Schicksals Wendung sehen.«

In der That stimmte der Kriegsrath des Herzogs von Lothringen und seiner Generäle für die Lieferung der Schlacht, die auf den nächstfolgenden Tag angesetzt wurde. Inzwischen kam die ganze kaiserliche Infanterie und Artillerie, es rückten auch die polnischen Abtheilungen, welche beim Tross geblieben waren, heran, und das Heer athmete auf, und bekam frischen Muth. In den Reihen musste die Liebe zum Könige stark und innig gewesen sein, nur bei den Oberen scheint Misgunst und Unzufriedenheit bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Oberhand genommen zu haben. Zwar haben uns die Chroniken wenige Züge dieser Liebe zu dem Könige von Seiten der Gemeinen aufbewahrt, doch wo sie derselben erwähnen, ist sie wahrhaft erhebend durch ihre Innigkeit und Aufrichtigkeit, wie z. B. die That »des wackeren Reiters.« Und von seinen Fusssoldaten äussert der König: »Die armen Soldaten der Infanterie riefen, als man ihnen verkündete, dass ich nicht mehr lebe, ihren Officieren zu: »»was frommt uns das Leben, da wir den Vater verloren: führet uns hin, dass wir dort alle sterben.«« Einen anderen Zug des guten Geistes bei den Niederen im Heere erzählt der König: »Auch die That eines Husarentrossknechtes muss ich Ihnen erzählen: Als ich die Fahnen geordnet habe, gab ich den Befehl, dass wer noch eine Lanze besitzt, in die erste Reihe trete. Sieh da reitet ein Knecht mit der Lanze heran, und hintenher sein Herr, der nach der Lanze greift und sie ihm entreissen will. Da sagt der Knecht zu ihm: »»Mein Herr! ich habe für mich die Lanze aus dem Kampfe herausgebracht und sie nicht wie andere fortgeworfen.«« Ich überhäufte also den Knecht mit

Lob und gab ihm fünf Dukaten.« Der Geist im Heere war also gut, der Kriegsmuth liess sich leicht anfachen, und das Heer »hat sich gebessert«.

Die Türken ruhten ihrerseits auch nicht; der Sieg richtete bei ihnen den Muth auf, ja Karamechmet Pascha überschätzte ihn sogar. Sogleich hatte er an den Grosswessir nach Ofen von seinem Siege berichtet und Succurs gefordert, wobei er versprach, den Rest der christlichen Armee zu zerstreuen und in die Donau zu werfen. Der Wessir sandte ihm auch den verlangten Succurs an Reiterei, durch die vertärkt er desto trotziger und hitziger die Schlacht aufnahm.

Aber auch der König nahm sich die Witzigung zu Herzen, und vertraute nicht mehr blindlings, die Verbündeten vernachlässigend, nur auf die eigenen Kräfte. Sorgsam und umsichtig und im vollkommensten Einverständnisse mit dem Herzog von Lothringen führte er das ganze kaiserliche Heer in das erste Treffen, so dass die kaiserlichen Feldherrn hinlänglichen Grund zu haben meinten für sich allein den Sieg in Anspruch zu nehmen. Doch dem war nicht so. Wenn auch an diesem Tage das kaiserliche Heer, namentlich die Infanterie, ausgezeichnet focht, und wohl vorwiegend zur Entscheidung beigetragen hat, so führte den Oberbefehl wieder der König, und polnische Truppen fehlten nirgends, deren mit auszeichnender Anerkennung überall Erwähnung gethan wird. Kurz gesagt, wieder »thaten alle sehr gut ihre Pflicht« wie vor Wien, und Gott verlieh wieder den Sieg. Die Schlachtordnung war der vor Wien sehr ähnlich: im ersten Treffen rückten mit voller Fronte die Fusstruppen, und das Geschütz, das mit einem mörderischen Feuer den übergewaltigen Anprall der türkischen Reiterei empfieng, und durch die Lücken brachen dann die dahinter aufgestellten Reiterabtheilungen hervor, die den bereits durchbrochenen türkischen Abtheilungen jämmerlich zusetzten. Der König beschränkt sich in seinem Briefe, den er tags nach der Schlacht an die Königin richtete, wieder nur auf eine allgemeine Schilderung, und verweist, was Einzelnheiten anbetrifft, auf ein spezielles Schriftstück: »Wie alles geschehen, schrieb ich eigenhändig in französischer Sprache nieder, und gab es Dupont abzuschreiben. Diesen Bericht liess ich allerwärts senden, denn so ist eben alles geschehen.« Doch nicht bei Dupont, sondern bei Dalerac finden wir diesmal, namentlich in dessen »Anekdoten« eine vorzügliche und offenbar von einem sachkundigen Augenzeugen herrührende Detailschilderung dieser Schlacht. Es liegt die Wahrscheinlichkeit sehr nahe, dass Dalerac dieser Schilderung den königlichen Bericht zu Grunde legte, den er unmittelbar von der Königin haben konnte, da er sich dazumal eben zu Krakau am königlichen Hofe befand. Bevor ich Dalerac anführe, will ich meines verehrten Artilleristen stets nüchterne und sehr übersichtliche Beschreibung des ganzen Vorganges einrücken. Dieser berichtet:

»Samstag den 9. Oktober.... brach der König voll Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und voll guter Hoffnung auf. Auf die Anhöhen angelangt, ordnete er das Heer, und rückte also in Schlachtordnung gegen Parkany.«

»Es waren fünf Treffen; überall Reserven; Fussvolk und Reiterei neben

einander, Polen und Deutsche; das Geschütz wurde überall unter die Regimenter vertheilt. Überhaupt wurde nichts vernachlässigt, was nur die Wissenschaft und Erfahrung dem Kriegsherrn darbot.«

»Als wir von den Anhöhen in die Ebene herabzurücken begannen, wandte der Feind von Stolz erfüllt und durch den Erfolg vom Donnerstag und die Hilfstruppen (die ihm frisch zugekommen waren) noch übermüthiger gemacht, die vorgestrigen Kunstgriffe an. Es begann also die Schlacht, und Gott sah auf sein Volk herab, das sich vor ihm gedemüthigt hatte. Dieselben Husaren, denen es am Donnerstag nicht gar gut gelungen, entschieden zuerst mit besserem und glücklicherem Erfolg das Werk, und zugleich wurde aus einigen polnischen Geschützen, die auf dem linken Flügel in der Fronte aufgefahren waren, Feuer gegeben.«

»Die feindliche Linie wurde also gebrochen, das Feld mit Leichen bedeckt, der Wessir von Silistria sogleich in Gefangenschaft genommen, und auch sonst viele Angesehene. Er konnte die Sache nicht mehr gut machen, denn auch die kaiserliche Reiterei machte sich an dasselbe Werk. Die Fliehenden theilten sich: die einen giengen scharenweise über den Fluss Gran, wo sie von den unsrigen aus dem Röhricht hervorgeschleppt und niedergehauen wurden; der grösste Theil eilte auf die Brücke zu, und gerieth zwischen Parkany und der Donau in ein sehr enges Defilé. Die Brücke mochte eine solche Last nicht ertragen. Die Reiterei konnte die Fliehenden wegen der Obstgärten, Gräben und Festungs-Wälle u. a. unmöglich weiter verfolgen; als dies der König, der stets auf alles ein Auge habend mit dem Prinzen, der dem väterlichen Heldenmuthe nachstrebte, und dem Kronfeldherrn, der auch die Pflichten eines braven Führers erfüllte, sah, sprengte er mit ihnen bis dicht an die Gärten heran, woher noch Janitscharen, um die ihrigen zu decken, ein lebhaftes Feuer unterhielten. Als der König aber den Fusstruppen seines und der Königin Garde den Befehl zum Angriff gab, rückten wir geradeaus durch die Gärten auf die linke Seite der Stadt, und die Janitscharen vertreibend warfen wir uns auf die, die sich auf die bereits versinkende Brücke drängten. Als sie sahen, dass wir die zweite Palisade, welche dort bis an die Donau gieng, schon überschreiten, warfen sie sich in dichten Haufen auf uns; doch Gott gab's, dass wir mit vorgestreckten Lanzen sie zurückdrängten. Da man uns aber von der Stadt aus sehr beschoss, begannen die Soldaten sich Breschen hinein zu hauen, und einigen Abtheilungen gelang es auch hinein zu dringen.«

»Als man darauf in der Stadt verzweifelte und sah, dass auf die Ertrinkenden keine Hoffnung mehr zu bauen ist, liess man überall weisse Fahnen flattern und ergab sich, ohne auf uns mehr zu schiessen, worauf wir sie auch in Ruhe liessen und uns nun gegen diejenigen wendeten, die der zerrissenen Brücke zuflohen, die man nun theils mit der blanken Waffe niedermachte, theils durch ein über zwei Stunden lang unterhaltenes Feuer aus den Musketen und den bei den Brigaden mitgeführten Geschützen in den Fluss jagte, und in demselben zu Grunde gehen liess.«



»Es kamen darauf von der rechten Seite die kaiserlichen Regimenter, die die Letzten, schon nackt in die Donau springenden und die abgerissene Brücke zu fassen versuchenden mit Musketen und Kartätschen niederschossen, so dass sich die Donau vom Blute röthete.«

»Indessen haben einige der unsrigen über eine Verschanzung gesetzt, hinter der noch die Türken verzweifelte Gegenwehr leisteten, und drangen in die Stadt ein ohne darauf zu achten, dass dieselbe sich ergeben hatte; es fiel auch eine Menge Gesindel von allen Seiten ein; die einen wurden niedergehauen, andere wieder gefangen genommen, auch das Städtchen selbst wurde sei es aus Bosheit sei es aus Unachtsamkeit angezündet, wobei sehr viele Menschen zu Grunde giengen und noch mehr Vorräthe vernichtet wurden, welche dem Heere sehr zugute gekommen wären.«

»Das ganze Donauufer war mit Leichen übersäet; auch die Boote, die auf den Grund giengen, waren mit derselben Waare angefüllt; auch im Flusse Gran ist eine Menge ertrunken, was sich dann, als das Wasser die Leichen herauswarf, deutlich zeigte. Bei dieser Affaire giengen drei Pascha zu Grunde, und zwei andere wurden von den Reitern des Kronfeldherrn lebendig gefangen.«

»Karamechmet durch einen Schuss verwundet entkam mit genauer Noth aus der Schlacht, und es fehlte wenig, dass er mit noch einem andern Pascha in der Donau noch ersäuft worden wäre.«

So viel berichtet über diese Schlacht das Tagebuch unseres Artilleristen, welchen Bericht man füglich als glaubwürdig und nicht übertrieben ansehen darf. Nun mag Dalerac's Beschreibung folgen:

»Samstag den 9. Oktober mit dem ersten Morgenroth brach der König mit dem gesammten Heere auf, zog von der Ebene, auf der das Lager stand, gegen die Höhen, nahm dieselben ein, und ordnete im freien und ebenen Felde die Schlacht parallel zu der Stellung der Türken, die sie durch ihre Reiterabtheilungen maskierten. Beim weiteren Vorschreiten auf der Ebene erschien die Schlachtordnung der Türken vollkommen geordnet. Unser ganzes Heer wurde in drei Treffen getheilt und man sah keine Nothwendigkeit die Schlachtlinie auszudehnen, denn man konnte sich auch nicht in die Breite entwickeln, da das Schlachtfeld von der linken Seite von dem Gebirge, von der rechten von den die Ebene beherrschenden Höhen, auf denen das Städtchen Parkany liegt, begrenzt war. Unser erstes Treffen übertraf bedeutend das Türkische an Länge, welches kaum an unser Centrum reichte oder dasselbe nur um ein sehr geringes überragte. Man mengte in gleichem Masse die deutschen und polnischen Truppen unter einander, so die Infanterie, als auch die Reiterei, ebenso wie die Generäle und die Artillerie. So kam es, dass die einen wie die andern in gleichem Masse überall sein und dem Feinde aus der Nähe ins Auge blicken konnten, obzwar es auch viele Abtheilungen gab, die gar nicht ins Feuer gekommen sind. Die Armee betrug noch 50,000 Mann und präsentierte sich schöner als sonst nicht nur wegen der geschickten Aufstellung und des vortheilhaften Terrains, sondern überdies durch das bunte Durcheinander der ver-

schiedenen Abtheilungen, durch die muthige Haltung und das pünktliche Einhalten der Linien während des Marsches. Den Eindruck erhöhte noch der Schall unzähliger Kriegsdrommeten und die Zahl ausgezeichneter Feldherrn, die das Heer in die Schlacht führten.«

»Der König hielt auf dem rechten Flügel, und beabsichtigte die Türken von Parkany abzuschneiden und ihnen den Rückzug in die Festung zu verlegen. Das Kommando auf dem linken Flügel führte der Kronfeldherr mit mit einigen kaiserlichen Generälen; der Herzog von Lothringen befehligte mit anderen im Centrum. Die polnischen Geschütze fuhren in Zwischenräumen zwischen den Bataillonen und Eskadronen des linken Flügels auf, denn man wusste wohl, dass hier die Türken mit der ganzen Macht angreifen würden, da sie sich hier am dichtesten geschart hatten. Kaum dass sich der Geschützdonner vernehmen liess, warfen sich die Türken ohne auf die Ungleichheit der Kräfte zu achten, mit einem Ungestüm, wie man sich ihn kaum vorstellen noch weniger beschreiben kann, auf den linken Flügel. Die Infanterie, starr wie ein Felsen, begrüssste sie mit einem grausigen Feuer und man sah deutlich, wie nach der ersten Salve eines deutschen Bataillons eine Unzahl Menschen und Rosse ins Gras biss. Jedoch ihre Wuth legte sich nicht im mindesten; sie wiederholten im Gegentheil den Angriff noch ungestümer, die Schlacht ward stets mörderischer und artete bald auf allen Punkten in ein Gemetzel und Gewürge aus. Der Wessir von Ofen (Karamechmet) leistete Wunder der Tapferkeit, um nur unsere Reihen zu durchbrechen, und trug zwei oder drei Hiebwunden davon. Der Pascha von Silistria (Mustafa) hatte sich so weit vorgewagt, dass als unter ihm das Ross getödtet wurde, er von einem Haufen unserer Reiter umzingelt gegen dieselben eine zeitlang muthig sich wehrte, wobei ihn vierzig seiner Diener umgaben, die als sie ihn auf der Erde sahen, alle von den Pferden absassen und mit dem Säbel in der Hand ihren Herrn deckten. Diese heldenmüthige That erregte die Bewunderung unserer Generäle, und sie riefen laut, dass man diese Tapferen am Leben erhalte. Jedoch vergebens — die Deutschen hieben sie alle nieder. Als sich nun der Wessir verlassen und ermüdet der Wuth bluttrunkener Soldaten preisgegeben sah, liess er sein Auge schweifen suchend einen General, dem er sich ergeben könnte, denn eher wäre er auf der Stelle geblieben, als dass er sich einem niederen Officier ergeben hätte. Da erblickte er den Wojewoden von Reussen und täuschte sich nicht in ihm: nachdem er sich den Angreifern für einen Augenblick erwehrt hatte, lief er auf diesen Herrn zu und überreichte ihm seinen Säbel.«

»Auch der Pascha von Karaman wurde verwundet und von den Soldaten des Kronfeldherrn gefangen.«

»Indessen setzten die Türken wüthend den Kampf fort und suchten den Sieg auf ihre Seite zu zwingen; aber diejenigen, welche in dichten Scharen hinter dem ersten im Kampfe begriffenen Treffen standen, sahen die Bewegung unseres rechten Flügels und ahnten, was dies bedeuten sollte. Im Nu wurde

davon das erste Treffen verständigt, das sich anfangs langsam ohne die Reihen zu lockern, zurückzuziehen begann, bald aber in wilder Flucht sich auflöste.«

»Als der König die Schlachtlinie der Türken kürzer von der unsrigen sah, errieth er, dass die Türken in der Absicht sich scharen, um unseren linken Flügel zu durchbrechen, dann von der Flanke keilförmig zwischen unsere Linien einzudringen; er liess also die Schlacht entbrennen, und befahl inzwischen dem rechten Flügel vorzurücken und nach rechts zu schwenken, wodurch die Schlachtlinie gegen das Centrum eine halbmondförmige Krümmung gewann. Also vorgehend occupierte er langsam das Feld, um zwischen dem Feinde und der Brücke Stellung zu nehmen. Die Husaren bekamen den Befehl mit gesenkten Lanzen vorzugehen, wodurch er seine Bewegungen vor dem Feinde maskieren wollte. Aber es entgieng den Türken die Absicht nicht, und als sie dieselbe merkten, zogen sie sich unter dem Schutz der Festung Parkany eilig zurück, bis in den Bereich der Tragweite der Geschütze der Festung Gran, die über die Donau bis an den Fuss der Höhen langten, obgleich die Donau an dieser Stelle sehr breit und die Ebene genug weit war.«

»Es wurde also die Stellung verbessert, um in guter Ordnung angreifen zu können und zugleich der Artillerie das Auffahren auf die neuen Positionen zu ermöglichen, als auch die etwas ausser Band gerathenen Bataillone wieder zu ordnen. Gerade begannen die deutschen Generäle dem Könige zu dem so glorreichen Tage zu gratulieren, als ein königlicher Page, der mit einigen anderen bis an die Donau zur rechten Seite der Festung sich verlaufen hatte, in gestrecktem Galopp herangesprengt kam mit der Meldung, dass die Türken über die Brücke zu setzen beginnen. Da gab nun der König erfasst von dem Eifer die Türken zu vernichten und so dem Werke die Krone aufzusetzen den Befehl, zu beiden Seiten der Festung gegen die Donau vorzudringen und rückte selbst an der Spitze der nächsten Fahnen eilig vorwärts. Ihm auf dem Fusse folgte die Artillerie. Der König liess das Geschütz gegenüber der Brücke auffahren, um sie niederzureissen oder die auf derselben gestauten Haufen niederzufegen, wobei er die Mannschaft durch Geldspenden zu erfolgreichem Eifer anregte. Indessen drängten sich die Türken in dichten Haufen in die Festungsthore; da sie aber wegen der Menge einander hinderlich wurden, warfen sie sich in die Donau, um hinüber zu schwimmen. In einem Augenblicke füllte sich der ganze Fluss mit Menschen, Waffen, Pferden, Turbanen, deren Menge und Vielfärbigkeit ein wunderbares einerseits schreckliches, andererseits wieder ergreifendes Bild darbot. Diejenigen, welche nicht den Muth hatten, diesen gefährlichen Weg zu versuchen, wurden am Ufer niedergemacht und bildeten, die einen auf die anderen fallend, längs des ganzen Ufers einen fast klafterhohen Wall. Um den Sieg vollständig zu machen, brach die Brücke in der Mitte unter der Schwere der Fliehenden zusammen, so dass nur ein verhältnismässig kleiner Theil von 700—800 Mann mit dem Wessir von Ofen vor dem Zusammenbruch der Brücke auf die andere Seite gelangen konnte. Der Rest suchte die Boote zu erreichen, die sich noch über Wasser hielten. Da drängten sie

sich zu hunderten ins Wasser, und versanken der Reihe nach von den Nachdrängenden in den Grund getreten. Also ohne jeglichen Ausweg waren sie dem mörderischen Feuer der Infanterie und Artillerie ausgesetzt; doch weniger erlagen den Kugeln als den Wellen des Flusses, von denen sie im Gedränge verschlungen wurden.«

»Indessen die Türken ertranken, rückte die polnische Infanterie vor die Festung Parkany; das Regiment der Königin und das des Prinzen kamen zuerst und begannen den Sturm. Die Obersten Morstin und Tetwin führten die ihrigen gegen zwei Thore, und nahmen dieselben sogleich im Sturme. Die Türken streckten die Waffen und hängten die weisse Fahne heraus; doch die Polen, sei es dass sie das Zeichen nicht bemerkten oder nicht bemerken wollten, warfen sich auf die Unglücklichen ohne Erbarmen. In der Verzweiflung griffen die Türken wieder zu den Waffen, um wenigstens ihr Leben theuer zu verkaufen und empfiengen die Angreifenden mit einem so schrecklichen Feuer, dass unsere ganze Infanterie sich zurück nach den Thoren warf, durch die sie eben eingebrochen war. Da verrannte ein französischer Edelmann, Namens de Moüilly der früher Page des Markgrafen d'Arquyan war, den Fliehenden am linken Thore den Weg und zwang sie durch Degenhiebe und männliche Herzhaftigkeit umzukehren und gegen den Feind zu gehen. Der Angriff wurde wiederholt und von der Besatzung von Parkany war kein Mann mit dem Leben davongekommen. So wurde eine so vollständige Niederlage beigebracht, wie man nur je von einer gehört.«

»Tököly kam von Lewenz noch zeitig genug, um Zeuge dieses blutigen Schauspiels zu sein; er zeigte sich auf den anliegenden Höhen gegen Ende der Affaire gerade im Augenblicke, als die Donau mit ihren Opfern sich bedeckte und in der Festung das gräulichste Blutbad unter dem Reste der Besatzung angerichtet wurde, von der sich nur ein sehr geringer Theil mit dem Wessir von Ofen vor dem Zusammenbruch der Brücke durch die Flucht gerettet hatte.«

»Dass das christliche Heer diesmal keine reiche Beute gemacht, rührte nur daher, dass die Türken weder die Artillerie noch den Tross mitgebracht hatten, dafür hatte es aber nur geringe Verluste an Mannschaft und gar keine an höheren Officieren zu beklagen. Die Türken dagegen missten zwei Paschas, die gefangen, und drei andere, die in den Fluten der Donau begraben wurden; auch blieben in den Händen der Sieger die Rossschweife des Wessirs und andere Beute, die von dem Siege Zeugnis geben konnte.«

Nach der Erstürmung der Festung.... kehrte die Armee auf die Ebene oberhalb Parkany zurück und lagerte daselbst.«....

Wenn man der Schlacht vor Wien den Vorwurf machte, dass sie im Vergleich zu den Erfolgen, mit geringen Menschenopfern verbunden war, so bildete die Schlacht bei Parkany in dieser Beziehung ein nur allzu grauses Supplement dazu, und nur allzugrauenhaft wurde einerseits die erlittene Schlappe gerächt, andererseits der gekränkten Eigenliebe geschmeichelt, schliesslich, was am wichtigsten ist, wurde der Ruhm des polnischen Heeres wieder hergestellt

und der Geist im Heere gehoben. In strategischer Hinsicht war der Erfolg enorm, indem, wenigstens für die Zeit der Dauer des Feldzuges, die kriegführenden Partheien die Rollen tauschten. Im Monate Juli musste das kaiserliche Heer der türkischen Übermacht überall weichen, im Oktober dagegen wagten wieder die Türken nirgends der christlichen Armee, wiewohl sie an Zahl kaum den fünften Theil dessen, was die Türken im Frühjahr hatten, betrug, Stand zu halten, da sie in der Siegesglorie strahlte und unter einer genialen Führung stand.

Der Hauptzweck des Wiener Feldzuges wurde somit vollkommen erreicht, wenn auch die Nebenabsichten und stillen Wünsche des königlichen Paares zum höchsten Leidwesen derselben zunichte wurden. Trotz aller Begeisterung für die Hauptsache kann man den Unmuth des Königs ob des verfehlten Nebenzweckes in so mancher Stelle seiner Briefe recht deutlich vernehmen, so z. B. wo er sich also äussert: »Unser arme Abt Hacki eilte stracks bis nach Linz mit meinen Briefen, in denen ich den Kaiser vom Übergang über die Donau benachrichtigte; er soll auch irgendwo vor dem Kaiser die Messe gelesen haben; dann hatte er wieder eine zweite Audienz in Wien; da er Pater d'Aviano nicht antraf, las er dem Kaiser vor, was in meinem Namen Przyborowski geschrieben; er tummelte sich, rannte herum, zeigte die Chiffern vor; alles half nichts. Er schreibt an mich (21. Oktober), dass er nicht nur ohne irgend einen Erfolg erzielt zu haben, sondern sogar ohne jede Hoffnung zurückkehre; dass er Ihnen dies weitläufiger explicieren wird, zweifle ich nicht.«.... Und an einer anderen Stelle: »Von dem Kaiser auch gar nichts, weder toison (d. i. goldenes Vliess), noch Ungarn, noch Baiern.« Dies soll bedeuten, dass alle Hoffnungen und Aussichten auf Heirath, Auszeichnung und Ausstattung des Prinzen zunichte wurden. Das fühlte und wusste der König genau, doch gebot er darüber Stillschweigen, indem er des Dichters Kochanowski Worte anführend meinte, dass es zu Zeiten gut sei seinen Schmerz zu verschweigen, um in Angesicht von Feinden nicht noch Spott zum Schaden davonzutragen.

Die Politik des Hofes zu Wien, die Gebahrungen der Diplomaten und Generäle, die Unlust der polnischen Grossen im Heere, die Nachrichten aus der Heimath, dass man daselbst den König tadle und ihm verschiedene Ungelegenheiten zu bereiten sich anschicke, ferner die Machinationen der von neuem sich erhebenden französischen Partei und schliesslich die anliegenden Bitten der Königin: alles dies drängte auf den König Johann III., um ihn zu bewegen, den Krieg aufzugeben und so schnell als möglich mit dem Heere nach Polen zurückzukehren. Dass er es nicht that, beweist nur, dass er in Sachen von der höchsten Bedeutung auf seinem Sinne zu beharren wusste, und bei solchen Gelegenheiten selbst die Macht »der allerschönsten Marie« erfolglos blieb. Denn alle persönlichen Absichten, die er nebenbei haben und deren Erreichung ihm sehr wünschenswerth erscheinen konnte, verstand er dem Hauptzweck, der treuen Hingabe für Vaterland und Christenthum, sowie auch der Ehrenpflicht und der Einhaltung seines Gelöbnisses aufzuopfern.

König Johann III. verliess also den Herzog von Lothringen nicht, und

gieng auf den Vorschlag ein, den Feldzug damit zu beschliessen, womit der Herzog ihn zu eröffnen gedacht hatte, d. i. mit der Einnahme der Stadt und Festung Gran. Man führte demgemäss die Brücke von Komorn herab, und schlug sie oberhalb Parkany und Gran derart, dass die Geschütze der Festung, weder der Brücke noch dem über dieselbe setzenden Heere schaden konnten. Noch an dem Tage, als man die Brücke zu schlagen begann, zog sich der Grosswessir Kara Mustafa in der Meinung, dass ihn der König bei Ofen anzugreifen gedenke, ohne Verzug auf Belgrad zurück, nachdem er Gran und Ofen zuvor mit Mannschaft und Lebensmitteln versorgt hatte. Die Brücke über die Donau wurde erst den 19. Oktober fertig. Inzwischen (11. Oktober) kamen unter dem Generalmajor Truchsess Hilfstruppen, welche der Kurfürst von Brandenburg von seinem preussischen Lehen zu stellen verpflichtet war, denen einige Tage später noch 5000 Baiern nachgezogen kamen. Da das deutsche Heer durch diese Zuzüge bedeutend verstärkt wurde, und auch sonst weniger Verluste erlitten hatte als das polnische, so wurde ersteres ausschliesslich zu den weiteren Operationen d. i. zur Belagerung von Gran aufgeboten, während das polnische Heer auf dem linken Donauufer ruhig das Ende des Feldzuges erwartete.

Am 19. Oktober begannen die kaiserlichen Truppen über die Donau zu gehen, immer noch unter dem Oberbefehl des Königs Johann III. Das Tagebuch des Wienerzuges bemerkt: »Sobald die Brücke hergestellt war, zog der König mit einigen tausenden hinüber und suchte für die Belagerung von Gran die beste Auskunft zu erlangen.« Vier Tage nach einander setzten die Truppen hinüber, so dass die Belagerung erst am 24. Oktober beginnen konnte. Gleich nach dem Übergang der ersten Truppen hatte die Besatzung sowohl das Schloss auf dem St. Thomasberge als auch die Vorstädte und einen Theil der Stadt in Brand gesteckt, und nur einen Stadttheil mit dem oberen Schlosse besetzt. Die Belagerung wurde energisch betrieben. »Es wurden, sagt unser Artillerist, Breschen geschossen, von allen Seiten Batterien in das Schloss gerichtet, und Minen gegraben.« Am 26. Oktober wurde in die Mauer eine grosse Bresche geschossen; es befand sich aber unten ein von beiden Seiten untermauerter Graben, der den Anstürmenden sehr hinderlich hätte werden können. Mit der grössten Energie wurde das Schloss bedrängt, denn alle besorgten sich vor der herannahenden schlechten Jahreszeit. Der König besichtigte immer selbst, und brachte ganze Tage damit zu, durch seine persönliche Gegenwart anzueifern und die beste Stelle zum Sturme zu ersehen. Die Türken mehr durch Gottes als durch unsere Macht eingeschüchtert, schickten in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch (vom 26. auf den 27. Oktober) einen Gesandten mit einem Schreiben, worin sie sich, nur um das Leben bittend, dem grossen Namen und der Gewalt des Königs unterwarfen. Es schien nicht rathsam die Bitte abzuschlagen, denn die Jahreszeit selbst gebot der Sache auf jede mögliche Weise ein Ende zu machen. Überdies war es höchst rühmlich den Türken eine Festung durch Kapitulation zu nehmen, in der sie zwei Moscheen hatten; auch [illegible] gar nicht [illegible] Gelegenheit gering zu achten, denn ihrer waren [illegible]

kleinen und dazu von Natur befestigten Raume über 3000 mit nahezu 40 Geschützen und einer grossen Menge Munition und Proviant..... Ihr Vorschlag wurde also angenommen. Indessen war auch an demselben Tage der Herzog von Baiern gekommen, der bisher aus Gesundheitsrücksichten fortgeblieben war.«

»Mittwoch den 27. Oktober bestimmte der König zwei Kommissäre, namentlich die Herren Fähnriche von Posen und Zator, die mit den Türken verhandeln sollten; diese schlossen den Vertrag unter folgenden Bedingungen: die Türken sollen gleich ein Thor räumen, sodann alle Gefangenen und Geiseln, welche zurückbleiben wollten, frei geben, schliesslich am folgenden Tage mit dem frühesten nur so viel, als jeder bei sich tragen konnte, fortnehmend, die Festung verlassen. Es übernahmen also die Herren Kommissäre das besetzte Thor, und übergaben gemäss dem königlichen Willen, dem die Festung sich ergeben, dieselbe dem kaiserlichen Feldmarschall Starhemberg. Etwas später kam der Herzog von Lothringen mit dem Herzog von Baiern, um die ausziehenden Türken, denen man das vom Könige gegebene Wort hielt, zu sehen.

»Den 28. Oktober wurden die Türken an die Donau geführt; die einen fuhren zu Wasser, andere zogen längs des Donauufers gegen Ofen.«

»Grund genug Gott Dank zu sagen, denn diese Leute konnten in einer solchen Zahl und bei einer so festen Haltung, wie wir sie gesehen, sich noch lange wehren.«

»Der König sah selbst den Abziehenden zu, und sprach mit dem Wessir von Alepo, der Befehlshaber war, und mit einem anderen Pascha (von Nikopolis). Darauf ritt er mit dem Herzog von Lothringen in die Festung, wo nach der Einweihung der Schloss-Kapelle, die in eine Moschee verwandelt gewesen war, die h. Messe gelesen, und das Te Deum gesungen wurde.«

Nach einer blos dreitägigen Belagerung kam die Festung mit der alterthümlichen und als Sitz des ungarischen Erzbischof Primas berühmten Stadt Gran, nachdem sie bereits 140 Jahre unter dem türkischen Joche geschmachtet, wieder in den Besitz des christlichen Kaisers. Mit dieser ebenso ruhmvollen als für das Kaiserreich vortheilhaften That schloss der Feldzug. Was im Mai und Juni noch ein frommer Wunsch gewesen, wurde ein halbes Jahr später, im Oktober, zur ruhmvollsten und freudigsten Wirklichkeit. Gran ward wiedergewonnen! auf dem Schlosse flatterten wieder kaiserliche Adler, auf der alterthümlichen Kathedrale, in der König Stefan, der »erste Christ«, vom h. Adalbert getauft wurde, erglänzte wieder statt des Halbmondes das Kreuz Christi!..... Ob denn doch dort zu Gran, am nächstkommenden Tage Simon und Juda, als am 200sten Jahrestage der Befreiung der Stadt ein »Te Deum laudamus« angestimmt werden wird?!

* * *

Die Heimkehr.

Von den Worten »In die Heimath wollt' ich ziehen« erzitterte seit längerer Zeit die Luft um den König, und aus der Heimath hallte dasselbe Lied gleich-

wie ein Echo wieder. Welcher Krieger hatte auch, nachdem er den Sommer im Felde, den grössten Strapazzen sich aussetzend, zugebracht, wenn des Winters strenge Zeit heranrückt, sich nicht nach dem heimathlichen Herde hingesehnt? Es darf also nicht Wunder nehmen, dass sich die Soldaten nach Hause sehnten. Weniger erklärlich ist es, dass die Senatoren, über die der König bitter klagt, dass »sie beim Kaminfeuer schön zu diskurieren verstehen, in der warmen Stube abwechselnd Krametsvögel und Becher in Reih und Glied stellend«, den König zu tadeln geruhten, dass er zu lange an der Donau weile, und ihn aufforderten so schnell als möglich das Heer nach Polen zurück zu führen. Auch die Diplomaten und »Politiker« am Wienerhofe, schienen schon lange den frommen Wunsch zu hegen, Sobieski wäre gleich dem Kurfürsten von Sachsen gegangen, auf dass sie »der glänzende König« zu verdunkeln und zu ärgern aufhörte. Aber der König, der sonst »stets voran zu sein pflegte«, war in dem Falle, als es sich handelte das Feld zu verlassen, füglich der Letzte.

Tags nach der Übernahme von Gran den 29. Oktober begann das Heer wieder auf das linke Donauufer zu setzen. Es wurde ein allgemeiner Rath berufen, um sich über die Winterquartiere für die beiden Heere und über das Verhalten gegenüber Tököly zu verständigen, der unter der Bedingung, dass ihm ein Fürstenthum in Oberungarn zugewiesen, und inzwischen ein Waffenstillstand gewährt werde, das türkische Protektorat aufgeben, und mit dem Kaiser in Verbindung treten wollte. Bezüglich der Winterquartiere erklärten die kaiserlichen Generäle, dass sie für ihr Heer Oberungarn und den westlichen Theil bis Kaschau in Anspruch nehmen, die Polen hingegen sollten östlich von Kaschau das Winterlager beziehen. Man hatte jedoch nicht bemerken wollen, dass Kaschau selbst und das ganze östlich gelegene Land mit allen Festungen und Schlössern in Tököly's Händen war, welcher nur nach Annahme der gestellten Bedingungen ruhig zu lagern erlaubt hätte. Davon wollten die kaiserlichen Generäle trotz allen Vorstellungen des Königs nicht einmal hören, ja sie durften es wohlweislich nicht einmal, denn einer ganz anderen Ansicht war der kaiserliche Hof, für den Tököly jetzt erst recht nur ein Verräther und Meuterer war. Nachdem alle Bedingungen verworfen und alle Verhandlungen mit den Kommissären Tököly's abgebrochen worden waren, verabschiedete sich Starhemberg vom Könige und reiste noch an demselben Tage nach Wien ab. Tags darauf am 30. Oktober »empfahl sich der Kurfürst von Baiern beim Könige und kehrte mit seinen Mannen zurück«, und am 31. »brach das Heer auf, und wir giengen über den Fluss Gran.«

Es wurde so der Rückzug nach Polen angetreten. Anfangs gedachte man das ganze Heer in Ungarn in Winterquartieren zu unterbringen; als aber während des Zuges alle Verhandlungen und Verträge mit Tököly scheiterten und derselbe zu offenen Feindseligkeiten übergieng, sah sich der König genöthigt den Plan aufzugeben und das ganze Heer mit sehr geringen Ausnahmen nach Polen zu führen. Man zog langsam und rastete unterwegs viel, denn die Wege waren schlecht, die Mannschaft und die Pferde elend zugerichtet, und Regen, Schnee

und Frost machten sich stets fühlbarer. Um den Weg bis an die Grenze Polens, der nahezu 45 geographische Meilen betrug, zurückzulegen, brauchte man 43 Tage d. i. vom 31. Oktober bis 12. Dezember. An diesem Tage trennte sich der König zu Palocza vom Heere, und wandte sich seitwärts nach Lublau.

Die Einzelnheiten dieses Zuges sind zwar von keiner hervorragenden Bedeutung, doch mögen hier zur Vervollständigung der Gesammtdarstellung die wichtigsten Ereignisse wenigstens in Kürze folgen. Am 3. November bezog der König sein Lager an der Eipel zwischen den Ortschaften Pasto und Mikola. Dahin war der Herzog von Lothringen gekommen, um sich endgültig über die Winterquartiere zu verständigen. Es blieb dabei, was man schon früher beschlossen hatte, dass die kaiserlichen Truppen das Land bei Kaschau besetzen, der König dagegen sich diesbezüglich mit Tököly auf friedliche oder feindliche Art auseinandersetze. Nach dem Rathe und dem Mahle beim Könige nahm der Herzog von Lothringen Abschied, und reiste nach Wien ab, nachdem er noch zwei Rosse zum Andenken erhalten hatte. Seit diesem Abschied kamen die beiden Helden und trotz allem einander doch unverbrüchlich treuen Waffengenossen nie mehr in ihrem Leben mit einander zusammen. Ihre persönliche Bekanntschaft und ihr gemeinsames Wirken währte vom ersten Zusammentreffen bei Hollabrunn bis zum Abschied in Pasto im ganzen 65 Tage; aber ihre Thaten und deren ruhmvolle Folgen werden, so Gott will, ebenso viele Aeonen überdauern.

Nachdem die Gesandten Tököly's von den kaiserlichen Generälen barsch und rücksichtslos abgewiesen worden waren, suchten sie sich unter den Schutz des polnischen Königs zu stellen. Doch der König gieng nicht auf den Leim, indem er wusste, dass er dadurch aus einem Bundesgenossen des Kaisers geradezu zu einem Anhänger Ludwigs XIV. geworden wäre. So musste sich Tököly nothgedrungen unter den Schutz der Pforte begeben, und wandte nun sein Schwert vor allen andern gegen das polnische Heer. Bevor es dazu zum ersten Male bei Kaschau gekommen war, gelang es dem Könige im Vorbeigehen noch den Türken in Ungarn zu schaden, und ihnen eine kleine Festung zu entreissen, wo wieder zwei bereits zu Moscheen verwandelte Kirchen der Ehre des Kreuzes zurückgegeben wurden. Es war der 10. November, als das Heer die Eipel aufwärts ziehend vor das befestigte und von den Türken besetzte Städtchen Szeczen kam. Die türkische Besatzung wurde tags vorher zur Übergabe aufgefordert; da sie sich aber trotzig stellte, so glaubte der König, dass es weder rühmlich noch ungefährlich wäre die Festung unangefochten zu lassen. Er gebot also die Festung mit Sturm zu nehmen. Wie man Festungen so im Vorbeigehen nehmen konnte, wird vielleicht manchem Leser zu erfahren nicht uninteressant sein. Das Tagebuch des Artilleristen (das mit dieser Schilderung auch abbricht) erzählt uns die Begebenheit wie folgt:

»Mittwoch den 10. November war der König in aller Frühe aufgebrochen. In die Nähe der Festung gekommen, wurde die Infanterie mit den Kosaken beordert in die Vorstädte einzufallen, während von der anderen Seite fünf kaiser-

liche Regimenter angriffen, die unter Dünewald (in ihre Winterquartiere) unmittelbar hinter uns zogen. Während diese von weitem sich vorsichtig zu nähern begannen, waren wir inzwischen in der ersten Furie durch die von den Türken angezündeten Vorstädte bis an die Palisaden gekommen, wo wir die Türken niederschiessend und in einigen Punkten Löcher hauend bis unter die Mauern an den Graben, den wir gegen alle unsere Vermuthung tiefer fanden, vordrangen. Da musste man halten und die Geschütze erwarten, welche auch nicht lange säumten. Es dauerte von beiden Seiten der Donner einige Stunden. Obwohl die Türken anfangs ein munteres Feuer unterhielten, leisteten sie nach und nach durch den unerwarteten Angriff und durch die Unerschrockenheit der unsrigen eingeschüchtert immer schwächeren Widerstand, bis sie endlich eine weisse Fahne heraushängten und sich dem Könige unterwarfen.«

Der Erfolg, den man durch den Verlust einiger Kosaken und die Verstümmelung des Starosten Lanckoroński, der ein Bein verloren, erkauft hatte, übertraf alle Erwartungen, denn die Stadt war grösser, sorgfältiger befestigt und zahlreicher besetzt, als vorgegeben wurde. Der König berichtet selbst darüber:.... »wir fanden die Sachen ganz anders, als man uns hinterbracht hatte. Erstens ist die Stadt nicht klein, gut verbaut und schön, ganz nach türkischer Manier, wie wir ähnliches noch nicht gesehen. Es befinden sich darin zwei Moscheen und anderer Thürmchen und Schnörkel eine Unzahl. Die Festung haben wir in einem sehr guten Zustande angetroffen: doppelte Palisaden, ein Graben, Mauern, weite dicke Thürme, vorzüglich aufgeworfene Redouten und — dies alles auf einer Anhöhe; über zwanzig Geschütze; 560 Reiter; zur Verstärkung der gewöhnlichen Besatzung und der Bürger, die insgesammt Türken sind, schickte der Pascha von Erlau, das acht Meilen entfernt liegt, vor anderthalb Wochen einen Janitscharenoberst mit 300 auserlesenen Janitscharen.«

Bei Szeczen rastete das Heer drei Tage, worauf es stets die Eipel aufwärts ziehend in das Thal des Flusses Rima kam. Während dessen zeigten sich zum ersten Male die Lithauer am 15. November; »die Feldherren des Grossfürstenthums Lithauen mit dem Fürsten Vicekanzler und anderen lithanischen Herren waren zum Könige gekommen, das Heer einige Meilen hinter sich lassend.« Das lithauische Heer hatte sich mit dem Heere der Krone erst zu Rima-Szombat am 19. November vereinigt, und den ganzen Marsch bis zum 8. Dezember nach Szibin zusammen gemacht. Hier waren nämlich nach den Angaben des Prinzen Jakob die Lithauer zurückgeblieben.

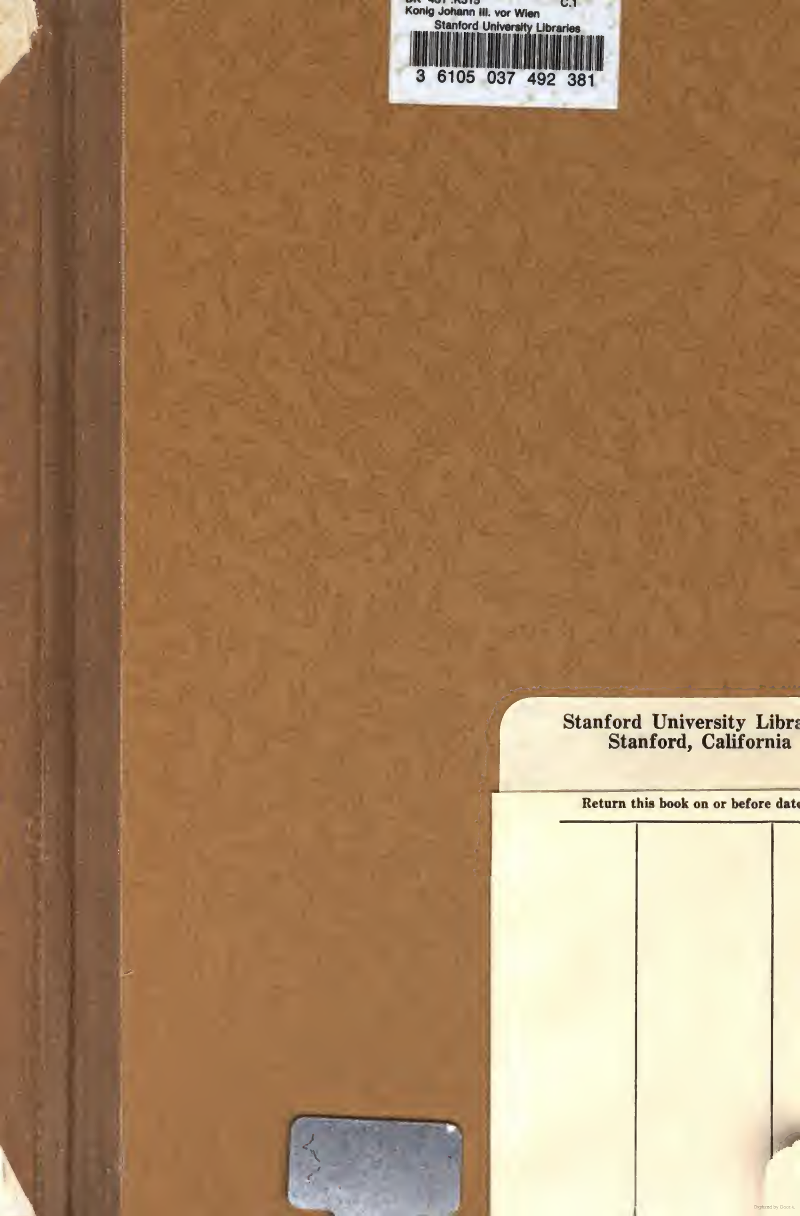
Jedoch nicht lauter Triumphe sammelte der König unterwegs; es war auch an Sorgen, Mühen und Schwierigkeiten kein Mangel. Man höre nur, was der König unter dem 6. Dezember aus Eperies an die Königin berichtet:

»Es ist mir unmöglich mit Worten zu schildern, wie ich am Kaiser mich verrechnet habe, und von Tököly getäuscht wurde. So oft habe ich dem Kaiser vorgestellt (ohne ein Privatinteresse dabei zu haben), dass er die Ungarn wenigstens durch eine Amnestie beschwichtige und ihnen darauf verspreche, dass ihnen dieselben Freiheiten erhalten bleiben, die er bei der Krönung beschworen

hatte. Tököly sollte man auf welche Art immer zufrieden stellen, denn anders werden sich die Ungarn nicht ruhig verhalten. Schliesslich, dass, wenn er für Tököly nichts thun will, er mich wenigstens verständige, was er zu thun gedenkt. Doch auf alle diese Sachen konnte ich mir keine Antwort erbitten. Das kaiserliche Heer bezog die Winterquartiere in der Nähe seines Landes, die Oberen aber fuhren auseinander, die einen an den Hof, die anderen in ihre Wohnungen, und wiesen uns diese Orte an, in denen Tököly's ganze Macht sich befindet. Dieser übte nun folgenden Verrath an uns: zuerst bat er Kaschau ledig zu lassen, wo eine kaiserliche Besatzung sein sollte. Ich schrieb diesbezüglich an den Kaiser und rieth, dass diese Stadt bis zum Abschlusse des Vertrages ledig sein solle. Auch darauf habe ich keine Antwort erhalten. Indessen hat sich Tököly, der nirgends auf mich warten wollte, obwohl ich ihm jegliche Sicherstellung und Gewähr zu leisten mich erbot, zu den Türken nach Debreczin mit seinem Weib und allen den Seinigen begeben; das Heer aber schickte er fort und dislocierte es hier mit der Weisung, dass es uns überall als Feinde behandle: wovon er weder uns noch seine bei uns weilenden Gesandten verständigt hatte. Sobald wir also in Oberungarn eingerückt sind, stiessen wir, ohne dessen im mindesten zu gewärtigen, überall auf Feinde und vom Schlosse Szatmar angefangen, das 9 Meilen entfernt ist, werden wir aus jedem Busche angeschossen.... Sie beschossen und überfielen uns bis in die Nähe des Lagers von Kaschau, an dem wir vorbeizogen, da es nicht zu unseren Stellungen gehörte. Die in Eperies sind noch ärger. Sie tödteten uns durch einen Kanonenschuss den Kriegskommissär von Halicz Modrzewski, einen alten und braven Soldaten. Sie lassen mit sich nicht nur nicht verhandeln, sondern nicht einmal reden. Sie haben eine sehr gut versorgte Festung, denn es sind hierher Flüchtige aus allen Distrikten Oberungarns und der grösste Theil des Heeres zusammengekommen. Es befinden sich unter ihnen auch nicht wenige Deutsche, besonders in Kaschau, die aus dem kaiserlichen Heere desertierten. Wir stehen sehr nahe von ihnen, beschiessen sie aber nicht, denn fiele unsererseits einmal ein Kanonenschuss, müssten wir die Festung stürmen, unser Heer heischt aber Ruhe. Krankheiten hören nicht auf, und der Hunger ist gross, denn die Bewohner der Dörfer haben sich in grössere Städte und in die Wälder geflüchtet. Unter dem Herrn Generalfeldwachtmeister (Zbrożek) wurde das Pferd mitten im Lager erschossen, was auch anderen Officieren geschehen ist, indem man uns fortwährend beschiesst, obgleich wir sie vollkommen in Ruhe lassen, da wir auch auf die Menge der dort ansässigen unschuldigen Katholiken Rücksicht nehmen; beim Sturme müsste aber die ganze grosse und schöne Stadt zu Grunde gehen. Heute liessen sie uns die ganze Nacht nicht schlafen. Das ist die Ruhe, das der Lohn, das die Winterrast nach solchen Mühen! Wohl ist es wahr, dass die Deutschen mit diesem Volke anders umgehen sollten; aber auch dieses Volk ist äusserst bösartig und grausam. Die an die Türken angrenzenden sind brave Leute, aber die dasigen echte Galgenschwengel.«

Nachdem der König unter solchen Mühseligkeiten, Beschwerlichkeiten und





Konig Johann III. vor Wien
C.1
Stanford University Libraries
3 6105 037 492 381
Stanford University Libra
Stanford, California
Return this book on or before date

